

A. Weizenberg

„Es lebe Barabas und sterbe Christus!“ So äusserten sich
einst die Gefühle der gerechtigkeitübenden Gläubigen Ge
lehrten und Weisen und der Ruf ist noch nicht verhallt

Utioplaske Teltside
Tartu
A. Weizenberg

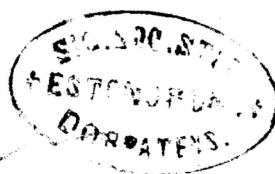
Licht und Schatten.

39099

Betrachtungen

von

A. Weizenberg, $\overline{\text{VIII}}$ $\frac{44}{1247}$
Skulptor, St. Petersburg.



Jurjeff.

Commissions-Verlag von E. J. Karow's Universitätsbuchhandlung.

1900.

Дозволено цензурою. — С.-Петербургъ, 16 августа 1900 г.

Э.А

11090

Wärme und Kälte.

Die Sonne grüßet die Erde
Damit sie fruchtbar werde.
Es freuen sich nah und ferne
Des Lichts auch die anderen Sterne.

Die Elemente Wärme und Kälte stehen sich feindselig gegenüber, wie Licht und Schatten, wie Leben und Tod; die Wärme schafft und belebt, die Kälte erstarrt und tödtet.

Ist die Wärme (Hitze) zu groß, so wird sie uns oft nachtheilig; verzehrt das Feuer unser Hab und Gut, unsere Häuser und Kornfelder, und bedroht es unser Leben, so scheint das Feuer ein vernichtendes Element zu sein, was es uns auch wirklich ist. Und dennoch kann es sich auch hier anders verhalten, als es uns erscheint, und als es mit unserem Vortheile, mit unseren Lebensverhältnissen und Interessen zusammenhängt. Übersehen wir aber unsere Vortheile und Interessen, wie auch sogar unsere Existenz, und ergeben wir uns der Allmacht Gottes, so können wir die wahre Wirkung und Bedeutung des Feuers im Allgemeinen richtiger beurtheilen, ob dasselbe mehr zu den zerstörenden oder zu den aufbauenden Elementen gehört.

Brennt, z. B. ein Wald, so vernichtet das Feuer wohl die mächtigen Bäume und Pflanzen, aber nicht die Natur, denn die Naturkräfte bleiben. Aus den daraus sich bildenden Gasen und der Asche entstehen um so schneller wieder andere Pflanzenarten und Gestaltungen, und somit dürfte es wohl

die Frage sein, ob und wieviel mehr die Natur bei Feuerzbrünsten gewinnt oder verliert.

Wie die Wissenschaft uns sagt, ist das Feuer auch beim Entstehen eines Weltkörpers das wichtigste Element.

Entwickelt sich im unendlichen Weltraum ein Chaos, ein Etwas, in dem das Feuer schon Nahrung (Stoff) findet, so mag der Anfang eines Weltkörpers schon da sein; das Feuer verzehrt und baut, das heißt, es wandelt die Stoffe um, bis nach und nach ein Körper entsteht, und schließlich auf diesem Schöpfungswerk des unerforschlichen Schöpfers ein Leben beginnt. Dann schafft Gott seinen Geschöpfen ein Paradies zu einem reinen, schönen und glücklichen Leben, jedoch überläßt er sie alle, Menschen, Thiere, Pflanzen, wie auch die Erde selbst ihrem unvermeidlichen Schicksale. — Alles hat einen Anfang und ein Ende, nur der ist unendlich, der hoch über unserer Vernunft das Weltall regiert, den wir Gott oder die Gottheit nennen. Auch die Weltkörper müssen Anfang und Ende haben, eine Entwicklungsperiode, die Zeit des Lebens und die der Erstarrung.

Die Erde allein sammt ihrer ganzen inneren Gluth ist nicht im Stande sich zu erhalten, denn der belebende Segen kommt von außen, von oben. Grüßen und küssen die Strahlen der himmlischen Sonne die Erde, so begrüßen sich zwei Gluthen, und eine Welt wird fruchtbar. Dieselben Elemente, welche die Weltkörper beleben und erhalten, beleben auch die ganze Natur bis auf die kleinsten Staubkörnchen. Auch der Mensch trägt eine Gluth in sich, aber nur dann kann er vollkommen glücklich und fruchtbar sein, wenn die Gluth von außen erwidert wird. Die Erde und die Sonne, der Mann und das Weib, der Mensch und die Gottheit sind einander unentbehrlich, wenn das Leben vollkommen schön und fort-dauernd sein soll. Die Sonne belebt die Erde, der Mann und das Weib erhalten die Menschheit, und Gottes Geist belebt den Menschen und lenket das Weltall. Will der Mensch die Gottheit verleugnen, so ist er als Mensch unvollkommen, und kann, auch bei allem Überflusse des äußeren, irdischen

Glückes, das innere (himmlische) Glück nicht genießen; er kann nicht vollkommen glücklich sein. Hat er aber den festen überzeugten Glauben, daß er mit und in der Gottheit lebt und wirkt, dann ist er vollkommen, und kann das wahre Glück genießen, selbst im Elend.

Das Menschenleben ist kurz; das Leben der Menschheit lang, und das Leben der Erde noch länger.

Wir leben und erfahren etwas in unserer Gegenwart; wir wissen etwas von der Vergangenheit, und wir erwarten und vermuthen etwas von der Zukunft. — Wie war wohl die Menschheit ehemals, wie ist sie jetzt, und wie wird sie sein in Zukunft? Pulsiren noch die Feueradern in unserer Erde? Und wie steht es mit der inneren Wärme des Menschen? Ist sie im Zunehmen oder Abnehmen begriffen?

Die Kultur macht ungeheure Fortschritte, die Wissenschaft ist sehr vorgerückt, und in allen möglichen praktischen Künsten und Erfindungen hat unser Jahrhundert wohl mehr Fortschritte gemacht, als je eine andere Zeit. Unsere Zeit ist reich an weltlichen Erfindungen, aber arm an geistigen Empfindungen.

In früheren Zeiten war die Bildung der Menschen weniger entwickelt; die Hilfsmittel zur Thätigkeit und der Verkehr waren viel beschränkter, als in unserer Zeit. Die Menschen konnten weniger für die Zukunft sorgen, noch aus fernen Ländern sich Hülfe schaffen, falls Mißernte und Hungersnoth sie heimsuchten. Auch raffte manchesmal eine böse Seuche die Bevölkerung ganzer Gegenden hin, in welcher Hinsicht die Menschen jetzt auch mehr Schutz- und Hilfsmittel finden.

Die Nationalitäten waren beschränkter entwickelt, sie waren roher und überfielen oft einander. Die Civilisation hat einige Übel gelindert, einige auch verschlimmert, z. B. waren die Kämpfe der Alten, wenn auch grausam, so doch natürlicher als in unseren Zeiten, denn es war oft ein Kampf ums Dasein, wohingegen in unseren wohl civilisirten Kriegen oft Tausende von Menschen ohne zwingende Noth in ver-

zweifelungsvollem Kampfe hingeschlachtet werden. — Mühsam und schwer mußten unsere Vorfahren arbeiten, um ihr Leben zu fristen, jedoch lebten sie hie und da glücklicher als wir in unserer entwickelten Zeitepoche, denn sie empfanden inniger, und es fand sich bei ihnen mehr gegenseitige natürliche Anhänglichkeit und Sympathie, als in unserer aufgeklärten Zeit. Wohl werden jetzt Humanitätsbestrebungen entwickelt und gefördert, mehr als je zuvor: große Summen werden für die Armen geopfert, ungeheure Häuser für die Kranken und Hilfsbedürftigen erbaut, Lebensmittel auf das Schnellste in Gegenden hinbefördert, wo Hungersnoth herrscht u. s. w. Wie glücklich müßte wohl jetzt unsere Zeitepoche zu preisen sein! Leider verhält es sich in der That nicht immer so; die beglückende Wärme des Herzens scheint im Abnehmen begriffen zu sein, und es mangelt an wahrhaft inniger Theilnahme und Zuneigung der Menschen zu einander. Unsere Erde scheint nach und nach kälter, und die Menschenherzen liebeleerer geworden zu sein.

Die moderne Welt will imponiren, entbehrt aber oft der wahren Menschenwürde; sie erzeugt gern Wohlthaten, liebt aber nicht ihre Schulden zu zahlen, d. h. ihre moralischen Pflichten zu erfüllen.

Der Contrast zwischen Armen und Reichen ist zu groß, und die Menschenwürde, wie die Moral ist zu schwach, um diese Gegensätze mit einer wärmeren, innigeren Empfindung ausgleichen zu können. Der Reiche weicht dem Armen gern aus, und oft auch da, wo es seine Pflicht wäre dem Armen gegenüber Gerechtigkeit zu üben. Der reiche Herr will bequem leben, und das arme Gefindel, welches ihn bedrängt, fern halten — doch, wenn es ihm gefällig ist, so baut er ein mächtiges Haus auf mit Thürmen und Thürmchen und farbenstrahlenden Fenstern, wo Arme und Hilfsbedürftige Asyl, Schutz und Hülfe finden. Die reiche Spende muß die Welt in Erstaunen setzen, dem Spender Ehre verschaffen und seine wohlwollende Brust mit Ehrenzeichen zieren. Oder, wiederum, der Reiche beglückt die Menschen in seinem Testa-

ment mit vielen Millionen, und überfieht dabei blos die Krüppel und Kranken ficherzustellen, welche in feinen Fabriken, der Quelle feines Reichthums, verunglückt find. — Das find die armen Reichen mit ihren herzlofen Spenden; fie wollen durch äußere Formen das innere Glück erfehen, befriedigen jedoch damit nur ihren Ehrgeiz, denn die Millionen erfehen nicht die innere Wärme, die Liebe und die Menschenwürde, wo diefelben mangeln. Damit will ich aber nicht fagen, daß die Reichen fchlecht und die Armen gut wären, nein, in jeder Lage, ob reich oder arm, kann der Menfch feine Würde behaupten, wenn auch durch fchwere Kämpfe.

Der große Reiche fteht in Gefahr, den wahren natürlichen Menfchen in fich zu verlieren, und in Armuth und Elend, dagegen, entwickeln fich fchneller Bosheit und Engherzigkeit. Jedoch der gute Wille überwindet alles, und hilft, zu dem Ziele zu gelangen, zu dem Moral und Rechtſchaffenheit führen.

Wohlhabenheit und fichere Exiſtenz wirken wohlthuend, und erleichtern dem Menfchen feine Pflicht zu erfüllen, denn Geben iſt feliger als nehmen. Daher: „Sorget für den morgenden Tag, um auch denen geben zu können, die nicht im Stande find für fich zu forgen; vermeidet aber unnütze Sorgen, um nicht für fchnöden Mammon Euer Seelenheil zu verkaufen“.

Noch iſt die Welt schön, und noch erwärmt die Erde ihre Bewohner; noch giebt es im Reichthum, wie in der Armuth würdige Weſen, welche der Menſchheit Ehre machen, welche nicht ihre Thaten ausposaunen, ſondern denen ein höherer Lohn für alles Gute in stiller Ergebenheit verborgen bleibt. Mit nichts kann der Menfch prahlen, weder mit inneren noch mit äußeren Vorzügen, mit denen er von der Natur oder von feinem Schickſal beglückt und begünſtigt ſein ſollte. Weder Reichthum, noch Kraft, noch Genie iſt des Menſchen Verdienſt, unr der Wille iſt ſein, und **nur** nach ſeinem Willen kann die Würde und der Werth eines Menſchen geſchätzt werden, ob er ſich das Gute und Erhabene, oder

das Schlechte und Niedrige zum Ziele seiner Neigungen und Bestrebungen gesetzt hat.

Den Helden belohnt man, und oft mit Recht; den Schwachen schätzt man gering, und oft mit Unrecht. Erfüllt der Schwache nach Kräften seine Pflicht, so verdient er eine ebensolche Achtung wie der Held. Der schwach zur Welt Gefommene trägt nicht die Schuld daran, daß er kein Held, ebenso wenig wie der Hase, daß er kein Elephant ist. Ein jeder erfülle seine Pflicht nach Kräften, denn die kleine That des Kleinen wiegt vor der Gerechtigkeit ebenso viel, wie die große That des Großen. Der Menschenwille ist frei, und arbeitet gleich den Naturgesetzen an der Erfüllung der göttlichen Bestimmung. Ein jeder kann mit gutem Willen und mit Benutzung der ihm verliehenen Fähigkeiten zur menschlichen Entwicklung beitragen, und zwar dann, wenn sein guter Wille Anklang und Förderung findet. Kommen aber Mißverständnisse vor, und hat er nicht das Glück die Sympathie und das Entgegenkommen seiner Mitmenschen, und somit ihr Interesse für die Förderung seiner Bestrebungen und Thaten zu gewinnen, so kann auch der beste Wille des Menschen oft nur wenig, oder auch gar nichts zu Stande bringen.

Wenn eine Zeitepoche so manchen guten Willen und so manche Fähigkeiten nicht zu schätzen weiß, sie nicht zu benutzen versteht oder verstehen will, so hat sie den Verlust zu tragen; den Getäuschten steht der Trost zu Gebote, daß der Weg zu ihrem Endziele wohl gleich lang ist, abgesehen davon, ob er in Freude oder in Leid durchwandert werden muß.

„Das Gute und das Böse führen ewig Streit!“ — haben edle Dichter schon längst gesungen, wir aber wollen hoffen, daß das Gute siegt. Die wahre Herzenswärme, Güte und Liebe stirbt nicht, wenn man sie auch, leider, oft zu untergraben bemüht ist. Wenn es dem Bösen gelingt das Gute zu vernichten und triumphirend in die Erde zu versenken, so kann diese Freude oft nur von kurzer Dauer sein, denn ein

guter Kern bleibt nicht todt in der Erde, und die Erde deckt nicht die Schande des Bösen zu. Die Wärme der Mutter Erde, begrüßt von der Sonne, belebt die Natur von neuem; sie belebt auch im Menschenherzen die Liebe, und erweckt in ihm aufs neue das Gefühl für alles Gute, Edle und Schöne.



Licht und Schatten.

Wo zwei Flammen sich begrüßen,
Entsteht die Gluth, beginnt das Leben.

Das Licht ist des Lebens Quelle für Pflanzen, Thiere und Menschen. Jedes lebende Wesen hat Theil am Lichte, direkt oder indirekt, und wohin die Wirkung des Lichtes nicht mehr reicht, da hört das Leben auf (wenigstens „das Leben“ nach unseren gewöhnlichen Begriffen).

„Viel Licht!“ jedoch auch nicht zu viel Licht braucht das Pflanzen- und Thierreich, wie auch der Mensch. Es wäre **zu viel**, die herrliche Sonne immer zu genießen, und es ist besser sie immer wieder aufs neue zu begrüßen. Die Natur schafft und wirkt am Tage, und erholt sich im Laufe der Nacht. Die Sonne benimmt der Nacht ihre finstere Macht, ihre glühenden Strahlen tragen Millionen von Wassertropfen vom Meere, als Wolken verbreiten sich diese über das Land, und erquickten als Regentropfen die Erde. Nur die Sonne benimmt dem Winter seine tödtende Macht, wenn ihre Strahlen die Erde wieder erwärmen, die zarten Kinder der Natur erwachen, und im neuen Frühling ein neues Leben beginnt. Pflanzen, Thiere und Menschen freuen sich des Lebens unter der Sonne und des herrlichen Lichtes.

Wohl glaubt der Mensch, als Krone der Schöpfung, im Bewußtsein seiner Geisteskraft und Klugheit alles ersezen zu können, auch das Licht und die Wärme, doch so viel auch die Menschen zu ihrem Schutze und ihrer Behaglichkeit

thun können, so ist doch alle ihre Kunst unvermögend die herrliche Natur zu ersetzen. Keine Kunst ersetzt dem neugeborenen Kinde die Muttermilch, und keine Erfindung vermag das natürliche Licht und die Wärme zu ersetzen.

Wie im Äußeren, so ist es auch im Inneren, so verhält es sich auch im geistigen Leben. Gott hat den Menschen Vernunft gegeben, und sie können mit ihrem Wissen und ihrer Kunst wohl Ungeheures leisten; gehen sie aber zu weit darin, isoliren sie ihre Denkungsart von der Natur, und glauben sie auch selbstständig sich auf ihre Vernunft stützen und auf sie bauen zu können, da irren sie, und verlieren ihre wahre menschliche Würde, wie auch ihre natürliche innere Wärme. Beispiele haben wir genug davon, daß die Wärme mit dem Lichte, die Güte mit dem Wissen nicht immer gleichen Schritt hält. Kenntnisse können die Erkenntniß wohl fördern, aber diese kann durch die ersteren auch verloren gehen, wenn die Forschungen des Wissens auf Kosten der besseren Empfindungen der Seele gehen sollten. Licht und Wärme sind, wie im Äußeren, so im Inneren, wie im Geistigen, so auch im Physischen von einander abhängig. Das Auge erträgt nicht ewiglich das herrliche Licht von oben, sondern muß sich erholen, um sodann wieder neue Freude am himmlischen Lichte empfinden zu können. Der Geist ermattet von allem Wissensdrang, vom Drange alles zu ergründen. Endlich lächelt die Naivität dem Wissensdrang entgegen, und der Vielwissende sieht ein, daß er noch nichts weiß, und daß die Natur und das Weltall ihm nicht dastehen zum Ergründen, sondern als Ziel seiner Bewunderung.

Diese Erinnerung ist nöthig, damit die Wärme dem Lichte und die Güte dem Wissen nicht etwa nachstehen sollten, denn es fehlt uns nicht an Beispielen, wo die Güte der vorwärtsschreitenden Bildung gleichsam zu entweichen scheint. So lebten in so manchen Gegenden, z. B., früher, die Bewohner wohl ärmer und unwissender, jedoch friedlich und zufrieden, und wohl auch glücklicher mit einander, als in späteren Zeiten, wo sie wohlhabender und auch einigermaßen gebildeter wurden. Der arme Bauer duldete in seinen ohnehin

beschränkten Räumen den Landlosen, der ihm aber dafür behülflich war und für ihn arbeitete. Schwer mußte gearbeitet werden um zu leben, doch konnte das Leben nicht unglücklich genannt werden, denn was den Menschen an Wohlstand fehlte, das ersetzten ihnen Genügsamkeit und Ergebung in ihr Schicksal. Sie lebten friedlich und sicher, und waren auch hinter ungehlossenen Thüren ohne Furcht vor tückischen, gewinnlüchtigen Mitmenschen, die sie etwa überfallen konnten. Selbst in finsterner Nacht konnte man damals durch die Wälder wandern ohne irgend welche Furcht vor seinen Mitmenschen, wohl aber vor wilden Thieren, wo solche vorhanden waren.

Jetzt sieht es in denselben Gegenden anders aus: die Wohnungen, die Lebensmittel sind wohl viel besser, die Lebensverhältnisse überhaupt viel geordneter, und obgleich auch Armuth hier und da vorhanden ist, so müßten die Menschen sich doch viel glücklicher schätzen und fühlen. Leider ist dem nicht immer so, sondern oft fühlen sich die Menschen noch unglücklicher, und leben unzufriedener als in den früheren beschränkteren Lebensverhältnissen. Der Reiche und Arme, der Wirth und Knecht verstehen sich schlecht, sind hartherzig und verhalten sich fremd zu einander. Der Reiche kümmert sich wenig um die Existenz des Armen, und es ist ihm gleichgültig, ob er Arbeit und Lebensbedürfnisse hat, ja, ob er überhaupt da ist oder nicht. Der Arme hingegen ist erbittert gegen den Wohlhabenden und Reichen, wie auch gegen dessen Besitzthum. Statt einander in Liebe und Zuneigung beizustehen und sich gegenseitig zu unterstützen, entwickelt sich gegenseitige Herzlosigkeit immer mehr und mehr und statt einander zu helfen, suchen sie sich gegenseitig zu schaden. Die Spannung und Erbitterung geht sogar so weit, das Vermögen des Mitmenschen anzugreifen und zu vernichten, ja selbst die persönliche Sicherheit ist in mancher Beziehung mehr Gefahren ausgesetzt als früher, und die eigenen Mitmenschen sind fast gefürchteter als andere Wesen.

Wie ist nun da in den wohlgepflegten Weizen Unkraut hineingerathen? Wo ist die Nächstenliebe, die Sympathie

und Freundschaft zu einander geblieben? Hat das Licht so viel Schatten, die Bildung so viel Engherzigkeit mit sich gebracht? Ja wohl! Hinter dem Guten und Göttlichen lauert das Böse; wo viel Licht ist, ist auch viel Schatten, und nach dem schnellen Fortschritte drohet jähher Verfall.

Es wird wohl kaum jemand daran zweifeln daß die zu schnelle und künstliche Förderung der Kunst dieselbe zum schnellen Verfall gebracht hat, wie es uns heutzutage deutlich genug vor Augen steht. Auch dürfte es noch fraglich sein, ob die schnelle Entwicklung des Maschinen- und Fabrikwesens einen ewigen Gewinn mit sich bringt? Ob die Menschheit dadurch besser wird, wenn die künstliche Thätigkeit den einen das Leben und die Arbeit erleichtert, und den anderen Reichtümer verschafft? Ob nicht Überproduction, Arbeitslosigkeit und Rückschritt die drohenden Folgen sein würden?

Die künstliche und natürliche Entwicklung der menschlichen Thätigkeit, wie auch die guten und schlechten Folgen dieser Entwicklungen näher zu schildern ist nicht hier der Ort, aber um in den erwähnten Fragen ein Mißverständniß zu vermeiden, sei hier noch Folgendes zu bemerken erlaubt: nicht einzelne Menschen noch einzelne Nationen lenken die Geschicke der Menschheit und regeln den Fortschritt derselben, sondern die aus dem Leben selbst hervorgehende Nothwendigkeit des Konkurrenzbetriebs wie der einzelnen Menschen, so auch die der Nationen unter einander, um nicht einer vom anderen überthront zu werden. Hätten die armen Indianer ihre Cultur selbst mehr zu entwickeln und auf eine höhere Stufe zu stellen vermocht, so hätten die Europäer wohl nicht von ihnen ihren Vortheil gezogen; würden uns die vernichtenden Kriegserfindungen der modernen Zeit nicht einerseits drohen, so würde andererseits wohl auch die Gegenrüstung ausbleiben; würde die allgemeine Konkurrenz die Einzelnen nicht drängen, so würde der Fortschritt zwar langsamer vor sich gehen, und, weil so manche künstlichen Mittel dabei vermieden werden würden, wohl auch desto sicherer zum bleibenden Ziele gelangen. Es dürfte weniger nothwendig sein, daß nur die großen Capi-

talien sich anhäufen als, daß auch die reellen kleineren Geschäfte ihren Vorthail haben und wahren könnten. Weniger nothwendig dürfte es sodann auch sein eine gewisse Anzahl von Gelehrten mehr auszubilden, als in der werdenden Menschheit die innere warme Herzensgüte und wahre Menschenwürde zu üben und zu fördern, was die gewöhnliche Schulschablone doch nicht zu thun im Stande ist. Die Freiheit und der Fortschritt in der Aufklärung und Bildung dürfen nicht gehemmt werden, jedoch dürfte die Zwangsschule als überflüssig erklärt werden.

Die Nothwendigkeit zwingt die Menschen, ihr Möglichstes zu thun, um das Möglichste zu erreichen, und die Nothwendigkeit hemmt auch wieder ihre Thätigkeit, und läßt alle prahlerischen Rüstungen fallen.

Die scharfsinnigsten Erfindungen, um das Menschenleben im Kriege am schnellsten zu vernichten, haben wohl ihren Höhepunkt erreicht, und die Hoffnung und Aussicht auf die endliche Abrüstung dürfte schon, wenn auch noch in ferner Zukunft, vorhanden sein. Der Strom der menschlichen Thätigkeit geht auf und ab, der einzelne folgt der Strömung, und wagt nicht aufwärts, wenn der Strom ihn hinabzureißen droht; jedoch ist das Ganze nur aus Einzelnen zusammengesetzt, und kann sich wohl niemand damit entschuldigen, der Menge folgen zu müssen. Der Wille muß stets aufwärts gerichtet sein, wenn es auch an Kraft gebricht die Strömung zu hemmen. Ein einziger dunkler Punkt kann viel Verderben bringen, und ein einziger Lichtstrahl kann viel Segen spenden.

Licht und Schatten kämpfen mit einander, und die Nothwendigkeit leitet die menschliche Thätigkeit, jedoch der Wille ist frei, und wirkt und arbeitet mit dem Schicksale gemeinschaftlich. Die Sonne sendet ihre Strahlen ohne Schatten, und unser Streben soll darauf gerichtet sein, das himmlische Licht rein zu empfangen, und die Herzenswärme heilig zu bewahren.



Die Berechtigung und Ergebenheit.

Liebe deinen Nächsten, wie Dich selber, und die bessere innere Stimme lenke dich auf den Weg der Gerechtigkeit.

Keine Gerechtigkeit kann vollkommen geübt werden, wo Erkenntniß, Liebe und Ergebenheit mangeln. Der Kleine sei dem Großen, der Untergeordnete dem Vorgesetzten und der Unterthan der Regierung gehorsam und ergeben, und erwerbe sich so Liebe und Achtung.

Sind die Eltern gegen ihre Kinder grausam, die Vorgesetzten gegen ihre Untergebenen ungerecht und ist die Regierung gegen ihre Unterthanen tyrannisch, so ist es wohl zu beklagen, aber viel mehr zu beklagen ist es, wenn das Gegentheil geschieht, und die Kinder gegen die Eltern, die Untergebenen gegen die Vorgesetzten und die Unterthanen gegen die Regierung ungerecht sind, und zu gewaltsamen Mitteln greifen. Gewaltsame Mittel sind in jedem Falle schädlich, und dürfen nur von der Regierung im nothwendigsten Falle angewandt werden, obgleich aber solche Nothwendigkeit auch da zu dauern ist.

Der Kleine sei dem Großen ergeben, und erwerbe sich so seine Achtung und Liebe, wenn das Erdenleben glücklich, oder wenigstens erträglich sein soll.

Hauptsächlich müßte die Jugend es beherzigen, sich nicht mit Dingen zu befassen, welche sie nichts angehen, und

Unruhen zu veranlassen, die die Regierung belästigen, wie es leider hier und da an den Lehranstalten und Universitäten der europäischen Großstädte oft genug geschieht.

Glücklich sollte sich wohl jeder Jüngling schätzen, der von materiellen Sorgen befreit, seine Kräfte auf das Erwerben von Kenntnissen anwenden kann, um sodann sich selbst und seinen Mitmenschen ehrenvoll dienen zu können. Aber sehr zu bedauern ist es, wenn er von der Erfüllung seiner Pflichten abweicht, und noch viel beklagenswerther ist es, wenn er seinen armen Collegen, der vielleicht die einzige Hoffnung seiner Eltern ist, durch eitlen Ehrgeiz ins Unglück bringt.

Ein Irrthum ist es, wenn die Untergebenen durch gewaltsame Mittel von der Obrigkeit gewisse Rechte zu erlangen erstreben. Und sollte es ihnen auch gelingen, so bringen solche Rechte keinen Segen, denn sie dienen nur dazu, die Macht der Regierung zu schwächen, und sie wankend zu machen. Wir sehen ja, wohin die weitesten Rechte und Freiheiten führen, wo die Regierung keine Gewalt mehr hat, wo die Völker sich selbst regieren wollen, und ein jeder die Obrigkeit nach seinem Sinne, wie sein Costüm, wechseln will und wo das einzige Ziel noch Communismus sein könnte, welcher doch als Ruin der Menschheit zu betrachten ist.

„Einer muß König sein!“ — riefen sie in uralten Zeiten, und die alten Naturgesetze müssen wohl ewig neu bleiben, wenn die heilige Ordnung in der Menschheit bleiben, und sie beglücken soll.

Die gebildetsten Staaten zeigen uns bei näherer Betrachtung, wie sehr das Böse dem Guten, wie der Schatten dem Lichte folgt, und lehren uns, welche Mittel zur Erhaltung der menschlichen Ordnung nützlich oder schädlich sind. Nur die Gewalt einer ehrenvoll herrschenden und ungechwächten Regierung kann die Unterthanen schützen in Frieden und Einigkeit, ebenso wie die Unterthanen die Regierung stützen können mit Ehrfurcht und Ergebenheit. Unfehlbar ist niemand, weder die Regierung, noch die Unterthanen, jedoch der gute Wille führt zur Einigkeit. Die Gesetze sind zum Wohl des Landes

und Volkes gegeben, jedoch macht auch eine Welt voller Gesetzbücher die Menschen nicht glücklich, wo die Erkenntniß der natürlichen Gesetze, wo Liebe, Großmuth und Ergebenheit fehlen.

Jedes Zusammentreten, um von der Regierung gewisse Rechte ehrenvoll zu verlangen und zu erwerben, dürfte der guten Sache nur förderlich sein; aber jede Vereinigung zu einem gewaltsamen Aufstande ist verderblich, und in unserem Jahrhundert, gänzlich überflüssig.

Was nützt es, daß die schrecklichen Strafen für gefährliche Verbrechen aufgehoben oder gemildert sind, wenn die Zwietracht doch im friedlichen Leben Unheil stiftet. Wie ihrerzeit die Inquisition den Verbrecher folterte, so quälen jetzt Engherzigkeit, Habsucht und Egoismus den friedlichen Bürger. Wo Lieblosigkeit herrscht, da möchte gerne ein jeder die Gerechtigkeit als melkende Kuh für sich ausnützen, unbekümmert darum, ob er auf Kosten seines Mitmenschen Vortheile zieht, oder auf dessen Ruin sein Glück aufzubauen sucht.

Wo bleiben nun da die Glück und Einigkeit spendenden Gerechtigkeit und Ergebenheit? Können zu einem glücklichen Leben Egoismus und Engherzigkeit auch führen? Nein! Und wenn das Glück uns schon als „blind“ geschildert wird so sind die Selbstsüchtigen mit noch größerer Blindheit geslagen, denn sie wissen nichts von Glück und Glückseligkeit.

Hat nun der Mensch das Vorrecht Herrscher der Erde zu sein, (die anderen Wesen zu beherrschen), so ist ihm Vorzicht nöthig um gerecht zu sein und keine niedrigen Mittel zu seinen Zwecken zu gebrauchen.

Die wahre Gerechtigkeit übt nur Großmuth und Liebe aus, und die Folge ist: Vergebung, Versöhnung und Einigkeit.

„Was du willst, daß die anderen dir thun sollen, das thue du ihnen auch.“

„Erkenne dich selbst, um den anderen richtig verstehen und beurtheilen zu können.“ Dieses wollen wir beherzigen,

denn die Selbsterkenntniß führt uns der wahren Gerechtigkeit näher, welche uns das wahre, dauernde Glück erkennen und erreichen läßt.

Es gedeihe und wachse die Einigkeit und Gerechtigkeit, denn wo die Obrigkeit gerecht ist und die Untergebenen gehorsam sind, da ist das Erdenleben nicht nur erträglich, sondern auch schön und glücklich.



Unsere Zeit und die Ehre.

Wer seine Mitmenschen zu schätzen versteht,
erhöht seine eigene Würde.

Unsere Zeit ist sehr besorgt um die Ehre und sehr empfindlich in Bezug auf die Verletzung derselben. Wohl ist darüber genug geschrieben und gesprochen worden, daß die reizbare Empfindlichkeit nur aus einer sehr beschränkten Denkungsart hervorgeht, daß die eigentliche Ehre unantastbar sei, u. a. m. — Obgleich dieses alles aber nicht viel genügt zu haben scheint, dürfte es doch vielleicht nicht überflüssig sein von neuem die Frage zu stellen, ob denn unsere Ehre wirklich nicht mehr werth ist als daß irgend ein Nichtswürdiger sie vernichten könnte? Die Begriffe von der Ehre sind in verschiedenen Zeiten sehr verschieden gewesen. In uralten rohen Zeiten, mag man sich wohl überhaupt wenig um die Ehre gekümmert haben, und hat man wahrscheinlich immer Gleiches mit Gleichem zu vergelten gesucht. — Nach und nach entwickelten sich edlere Gesinnungen und mit denselben das Bewußtsein: man müsse die Mitmenschen mehr schätzen und lieben, die Mißverständnisse großmüthiger ausgleichen, und die menschlichen Schwächen und Vergehen gegenseitig übersehen und einander vergeben. — Unsere Zeit aber darf sich nicht rühmen in diesen edlen, großmüthigen Bestrebungen Fortschritte gemacht zu haben, denn so manche unserer Ehrenhelden machen darin unserer Zeit keine Ehre.

Erstens sei nun die Frage erörtert: was ist Ehre, und welche sind ihre Pflichten?

Ein Ehrenmann lebt nicht nur für sich, sondern auch für seine Mitmenschen. Er schätzt seine Umgebung, liebt und achtet seine Mitmenschen und sucht Einigkeit; sollten ihm dennoch Mißverständnisse begegnen, oder sollte er persönlich vielleicht sogar mißhandelt werden, so wird er wo möglich die Sache friedlich zu schlichten suchen und seinem Gegner vergeben. Ist die Verschuldung des Gegners aber derartig, daß er ihm nicht mehr von Herzen verzeihen, noch ihn zum Besseren befehlen kann, so sucht er, ohne an seinem Gegner Rache zu üben, oder ihm persönlich irgend wie Schaden zu wollen, sich von demselben fern zu halten, denn er weiß, daß seine Ehre ihm Niemand nehmen kann. Wie ist es denn auch möglich, daß Jemand die Ehre des anderen angreifen könnte? Ein Ehrenmann thut es nicht, und ein unehrenhafter kann es nicht thun. Wie kann einer, der selbst keine Ehre kennt, meine Ehre angreifen? Der Biß eines Hundes z. B. kann mir wohl Schmerzen verursachen, jedoch hat dieser Schmerz mit der Ehre nichts zu thun.

Ebenso wenig berührt es meine Ehre, wenn ein schlechter Mensch mich zu verleumden sucht, mir Schaden zufügt, mich schlägt oder mir sogar das Leben nehmen wollte. Des Menschen Ehre kann Niemand nehmen wenn er sie selber nicht verscherzt. Wer darüber anders denkt und bei jedem Mißverständniß durch irgend einen Racheakt seine Ehre zu retten sucht, sieht sich immer früher oder später getäuscht, und muß, ob, mit Wollen oder nicht Wollen, einsehen, daß er durch eine vermeintliche Ehrenrettung die Ehre erst verscherzt hat, und Reue ist die Folge davon. „Jede Schuld rächt sich auf Erden“, und der kleinliche Rächer, welcher der Gerechtigkeit voreilt, rächt seine That an sich selber.

Unsere Ehrenhelden denken jedoch anders; z. B., hat jemand das Unglück, daß man seine Ehre anzutasten sucht, so glaubt er nun die Ehre durch einen Gewaltact wieder herstellen zu können. Der Beleidigte fordert seinen Gegner

auf Leben und Tod, ohne irgend welche reifere Überlegung, und ohne sich den Ausgang von dergleichen Ehrenvertheidigung zu vergegenwärtigen. Und der Ausgang ist — den Gegner zu tödten, oder sich von ihm tödten zu lassen, in welcher beiden Fällen wohl die Ehre nichts gewinnen, sondern nur verlieren kann. Erreicht, z. B., jemand das Ziel seiner Rache, und sieht triumphirend seinen Gegner fallen, durch seine Hand getödtet, da naht sich ihm auch schon die Reue, und die Gerechtigkeit hat sodann, ungeachtet seiner eingebildeten Rechte, auch noch etwas dreinzureden. — Im Falle aber des eigenen Todes kann sich wohl niemand im solchen Zweikampfe einen ehrenvollen Tod denken. Man kann einen im solchen Kampf gefallen Menschen wohl bedauern, ihn vielleicht auch entschuldigen, daß er sich von seinen Leidenschaften so hinreißen ließ, jedoch wirft sein trauriges Ende immer Schatten auf sein düsteres Grab. Im günstigsten Falle aber kommen solche Ehrenkämpfer mit ordentlichen Schlägen und Wunden davon, deren Narben sie mitunter ihre ganze Lebenszeit hindurch an sich tragen. Dergleichen Narben hält unsere moderne Welt zuweilen für Ehrenabzeichen, — die besonneneren Menschen aber, die sich nicht so leicht von der Strömung der Zeit hinreißen lassen, halten sie eher für traurige Zeichen menschlicher Engherzigkeit und Richtigkeit.

Männer der Gerechtigkeit und feststehende Gesetze müssen da sein, um die Unschuld zu schützen und Mißverständnisse zu richten und zu ordnen. Zu große Anforderungen und Ansprüche an solche Gerechtigkeit gestellt, vermehren aber auch nur das Elend unserer Zeit, und die Menschen würden gewiß glücklicher sein, wenn sie wenigstens von der Hälfte der Prozesse, welche unsere Zeit zu Tage fördert, abstehen, und sich gegenseitig vertragen und versöhnen würden. In vielen Fällen beweist dieses die Erfahrung nur zu deutlich, jedoch die Einsicht kommt oft zu spät, die Schule der Erfahrung ist zu theuer zu stehen gekommen, und die Vergangenheit giebt nichts mehr zurück.

Auch die Jugend will sich Rechte anmaßen und glaubt

diesen Rechten im öffentlichen Leben Geltung verschaffen zu können. Dabei vergißt sie aber ihre nächsten und eigentlichsten Pflichten, welche darin bestehen Kenntniße zu sammeln, und sodann mit diesen Kenntnissen und reicheren Erfahrungen ausgerüstet die ernststen Pflichten des Lebens auf sich zu nehmen. Noch schlimmer ist es aber, wenn die lernende Jugend die „Ehre“ im Schilde zu tragen sucht, und für sie streiten will, wo ihre Lehrer und Vorgesetzten sie an ihre Pflichten und zum Gehorsam ermahnen und sie zu warnen suchen; die Ehre glauben sie zu vertheidigen, mag es kosten, was es will. Sonderbare Ehre, welche so angreifbar ist, und welche zu Erzeß und Widersetzlichkeiten zwingt, wovon uns, z. B., die Studentenaufstände Beweise genug liefern. Warum macht sich die lernende Jugend in ihren Bibliotheken nicht mit den Lehren der Weisen aus längst vergangenen Zeiten bekannt, die einen ganz anderen Begriff von der Ehre hatten, und die es bewiesen haben, daß die eigentliche Ehre unantastbar ist. Aber auch die Jugend kann die Gerechtigkeit nicht umgehen, und die Erfahrung zeigt, daß sie der eigentlichen Ehre ausgewichen ist, und ihre Pflichten, Gehorsamkeit und Ergebenheit mißachtet.

Traurig ist es, wenn das Lebensglück durch Jugendübermuth verscherzt wird, und noch viel trauriger, wenn die Besserwollenden, Ruhigeren von den Übermüthigen mithingerissen werden, und so mitleiden müssen. Die Erfahrung kommt, leider, auch hier oft zu spät, und das Geschehene kann nicht mehr ungeschehen gemacht werden.

Wie kommt es, daß dieser kleinliche Geist sich in unser so vorgerücktes und gebildetes Zeitalter hineingeschlichen hat, da doch die Denkungsart schon vor Jahrtausenden in Vielem erhabener und großmüthiger war? Sollte denn die Menschenwürde wirklich im Niedergang begriffen sein? Soll die Menschheit, statt der Leibesstrafe, welche nun aufgehoben ist, sich durch eigene Verschuldung noch mit schwereren Bürden belasten? Nein: Die Nothwendigkeit lehrt uns, und zeigt die Mittel zum Erreichen der Nächstenliebe und der Einig-

keit. Die Menschen sind von einander abhängig und werden von einander beeinflusst im Glücke wie im Glend, und diejenigen, welche einer Strafe verfallen, tragen oft auch die Schuld derer, welche äußerlich ehrlich erscheinen. Wollen wir in Wahrheit uns und unsere Ehre schützen, warum sollen wir denn nicht auch unsere Mitmenschen nach Kräften stützen und warnen; und sollte dafür einem auch Undank zu Theil werden, so wird aber schließlich doch auch ein besserer Erfolg, in besserem Verständniß bestehend, nicht ausbleiben.

Ein jeder sei verpflichtet seinen Mitmenschen vor jeder leidenschaftlichen Erregung zurückzuhalten, um ihn vor jeder unglücklichen That zu schützen. Hat z. B. jemand Gelegenheit Zeuge eines traurigen leidenschaftlichen Vorganges zu sein, im Folge dessen der eine den anderen fordert, so ist er verpflichtet diesen Zusammenstoß nach Kräften zu verhindern, indem er den beiden Gegnern die Richtigkeit der Sache einerseits und ihre Wichtigkeit andererseits klar vor Augen stellt, und die fast unausbleiblichen traurigen Folgen ihrer That den Betreffenden schildert. Ebenso ist eines jeden heiligste Pflicht die Jugend bei jeder ihrer Aufwallungen an Geduld, Gehorsam und Ergebenheit zu erinnern, und sie zu warnen. Wie kann die lernende Jugend die Kenntnisse, welche sie sammelt, nützlich anwenden, und wie kann sie von der kommenden Generation Gehorsam, Liebe und Achtung erwarten, wenn sie selbst in dieser Hinsicht kein gutes Beispiel giebt. Auch nützt es nur wenig, wenn nur einzelne dieses Bestreben haben, die anderen aber bei jeder Aufwallung der rechthaberischen Jugend nur „Bravo!“ rufen.

Daher dürfte es wohl eines jeden heiligste Pflicht sein, auch in die ferne Zukunft einen Blick zu werfen, um des Friedens und der Einigkeit willen vorsichtig zu sein und auch anderen die Vorsicht stets in Erinnerung zu bringen.

Und die Gerechtigkeitsuchenden!? — Auch hier sind die Menschen verpflichtet, ihrer besseren inneren Stimme zu folgen, und gegenseitig einander stützend, jeden übereilten Schritt zu vermeiden. — Wie oft fangen die gerichtlichen

Proceduren wegen irgend einer Kleinigkeit an, und endigen mit viel größeren Verlusten, als die Sache eigentlich werth war oder sogar mit dem Triumph des Angeklagten über den Kläger, was noch viel schlimmer ist, aber auch nicht selten vorkommt. Ist nun der Unglückliche, Getäuschte selbst, oder sind seine Rathgeber daran schuld, die Sachlage ändert sich darum nicht, die Erfahrung kommt zu spät, und der Mensch hat, statt nur ein Kleines zu ertragen, und nachgiebig zu sein, durch sein rechthaberisches Wesen zentnerschwere Lasten auf sich geladen.

Damit will ich aber nicht sagen, daß der Mensch sich alles gefallen lassen, und nicht nach Gerechtigkeit fragen soll. Nein, er darf und soll sich Hülfe und Schutz suchen, jedoch nur im äußersten Falle der Übervortheilung oder Kränkung, oder im Fall er mit moralischen Mitteln nicht mehr im Stande ist sich mit seinen Mitmenschen zu einigen, soll er sich die äußere oder gerichtliche Hülfe suchen.

Fehlen ist menschlich, und tausend mal besser ist es Unrecht zu dulden, als Unrecht zu thun.

Wir wollen doch ehrliche Christen sein, wollen Christus als Gottes Sohn auf dem Throne Gottes wissen und anbeten, aber seine menschlich-göttlichen Lehren, die er uns, als seinen Brüdern und Mitmenschen hinterlassen hat, wollen wir nicht beachten und dieselben nicht befolgen? „Wie kannst du Gott lieben, den du nicht siehst, wenn du deinen Mitmenschen, deinen Bruder nicht liebst den du siehst? — Liebet einander, so seid Ihr Kinder des großen Vaters im Himmel.“

„So dich jemand auf die eine Backe schlägt, so biete ihm auch die andere“ u. s. w. So spricht der große Mensch und Gott schon vor zweitausend Jahren, und er hat bestätigt und bewiesen, daß die Liebe unüberwindlich, und die Ehre untastbar ist, denn trotz aller Schmach und Schande, die man auf ihn häufte, leuchtet uns noch jetzt die Wahrheit seiner Lehre.

Ähnliches haben auch damals, und schon vor Christus, die griechischen Weisen gelehrt, und nicht ohne Erfolg, denn

die Menschen waren damals herzlicher zu einander und großmüthiger. Der Zweikampf in Folge persönlicher Beleidigungen war bei ihnen fast unbekannt, währenddem er bei uns oft aus den geringfügigsten Ursachen entsteht. Die Schüler gehorchten damals, und verehrten ihre Lehrer, während unsere lernende Jugend oft die Lehrer sich zum Gehorsam zu verpflichten sucht. Mißverständnisse und Zwistigkeiten, bei denen gerichtliche Hülfe nöthig war, kamen nur selten vor.

Wir sehen, daß die Vergangenheit, schon vor Jahrtausenden, in vieler Hinsicht uns zum guten Beispiel dienen kann.

Soll der kleinliche engherzige Geist, der sich in unser Zeitalter hineingeschlichen hat, und, wo möglich, noch mehr Boden zu fassen sucht, noch geduldet werden? Nein, er darf nicht mehr unseren geist- und erfindungsreichen Fortschritten Konkurrenz bieten. — Das Jahrhundert geht zu Ende, und wir gehen sodann ins letzte Säculum unseres Jahrtausends hinüber. Fort mit dem lieblosen, kleinlichen, engherzigen Geist! Über die Schwelle des neuen Jahrhunderts, und noch weniger ins nächste Jahrtausend darf er nicht hinüber und hinein schleichen. Dann wird es keine Zweikämpfe mehr geben, die Schüler werden dann besser im Stande sein, sich Kenntnisse für ihre Zukunft zu sammeln, und die Richter gewinnen viel Zeit zu ihrer Erholung. Es lebe Großmuth, Liebe und Einigkeit.



Der Mensch und das Thier.

„Als Gott alles geschaffen hatte, so schuf Er den Menschen. Er schuf ihn nach seinem Ebenbilde, und setzte ihn zum Herrscher der Erde“.

Alles, was die Erde bietet, soll dem Menschen zu Gebote stehen, und die Thiere sollen ihm gehorsam sein und ihm dienen. Glückselig sollten die Menschen die Erde bewohnen, jedoch das Glück ist unbeständig, und die bösen Geister, welche das Gute verfolgen, schlummern nie. — Unschuld, Genuß, Schwelgerei und Verfall der Menschheit wechseln wie die Meereswellen im Strome der Zeit. Unschuld dürfte wohl der Frühling der Menschheit genannt werden, dem dann der Genuß, die Verschwendung (Schwelgerei) und schließlich der Verfall folgen. Diese vier Perioden im Alter der Menschheit runden sich freilich nicht ab, wie das Jahr mit seinen vier Stationen. Auch kehren die Abstufungen nicht regelmäßig wieder, wie etwa der Sommer dem Winter folgt, jedoch wechseln sie, wenn auch unregelmäßig. Der Frühling der Menschheit kehrt nicht mehr zurück, jedoch der Frühlings-Geist stirbt nicht aus, sondern pflanzt sich fort, und belebt die Menschen.

Alles hat seinen Anfang und sein Ende, jedoch die Frage nach dem Ende der Menschheit können wir nicht aufwerfen, und sie ist uns, wie die Ewigkeit, unerforschbar. Eine andere Frage steht uns jedoch näher, und diese heißt: Wie könnte

wohl die Periode der Menschheit genannt werden, in welcher wir jetzt leben? Vieles hat man vom ersten Paradiese in ferner Vergangenheit gesprochen und geschrieben, und mit Recht senden wir sehnsüchtige Blicke zurück zum Frühling der Menschheit, der nicht mehr zurückkehrt, aber Unrecht haben wir, wenn wir die Welt und unsere Erde nicht mehr schön und gut dazu erachten, um uns darauf ein Paradies zu erbauen. Der Frühling und der Sommer, welche schon vorüber sind, kehren nicht mehr zurück, aber es kommen wieder andere Frühlings- und Sommerzeiten, welche die Welt beglücken und das Auge entzücken.

Dem Menschen ist alles erlaubt, was edel und schön ist, und was nicht gegen die menschliche Würde verstößt. Auch sinnlicher Genuß und Liebe ist ihm gestattet, jedoch muß ihm die ideale Liebe als Leitstern dienen, um nicht in die Sklaverei der Sinnlichkeit zu versinken. Wem viel gegeben ist, von dem wird auch viel verlangt. Dem Menschen ist Vernunft gegeben, und er hat hohe Pflichten Gott ähnlich zu werden und zu sein, und der Menschheit Ehre zu machen. Bescheiden als Mensch, jedoch tapfer als Held, großmüthig und liebevoll gegen seine Mitmenschen und ebenso gegen die Thiere muß er sein, um so als würdiges Mitglied der Menschheit auch das Thierreich mit Würde zu regieren.

Ist einem Kraft verliehen, und ist das Glück ihm hold, so kann er sich ein Paradies auf Erden bauen, und kann sich und seinen Mitmenschen Glück bereiten. Jedoch ist es einem Jeden auch nicht gegeben die Heldenrolle im Leben zu spielen und anderen Glück zu bereiten; stellen sich Hindernisse auch seinem eigenen Glücke entgegen, so bleibt ihm dennoch der Weg zur Tugend offen; was das Schicksal ihm versagt, ersetzt ihm Bescheidenheit und Ergebung, und läßt ihn so dennoch das Glück genießen. Auch der Leidende sogar kann die Herrlichkeit der Welt erblicken, auch er kann am Glücke des Lebens theilnehmen, auch er kann sich desselben freuen um zu leben und gelebt zu haben, und mit dem Glücklichen sodann zu gleichem Ziele gelangen.

Schön ist die Welt den Liebenden, schön denen, die reines Herzens, wie auch denen, die sich sehnen nach Gerechtigkeit.

Alles Irren und Fehlen, noch Mißgunst des Lebens verbietet und versagt dem Menschen nicht zur Tugend emporzustreben, am Glücke des Lebens theilzunehmen, und somit ein würdiger Bürger der Erde zu sein.

Wie hoch stellt den Menschen seine Vernunft, wenn er seinen hohen Pflichten nachkommt, und wie tief steht das Thier unter ihm. Das Thier geht seinem Instincte nach, und führt in der Wildniß sein wildes Leben. Schwer kämpfen die Thiere gegen die Elemente, gegen Kälte und Hitze, und vom Hunger getrieben bekämpfen sie einander. Der Mensch streckt seine ordnungsliebende Hand auch über das Thierreich aus; er zähmt sie, und die Thiere sammeln sich um den Menschen, gehorchen und dienen ihm willig. — Der Mensch ernährt sich vom Fleische der Thiere, kleidet sich mit den Fellen und der Wolle derselben, und das Thier giebt sich als Opfer dem Menschen hin. Der treue Hirte und Wächter der menschlichen Güter, der Hund, ist seinem Wirth treu und ergeben, — wohl ihm, wenn sein Gebieter gerecht gegen ihn ist, denn sein Schicksal liegt in seiner Hand.

Wie glücklich können die Menschen mit ihren Vorrechten, welche ihnen die Vorsehung verliehen hat, von der Vernunft geleitet, die Erde bewohnen, mit Liebe einander begegnen, einig sein, und auch gegen die Thiere, welche ihnen dienen, sich gerecht und liebevoll erweisen.

Ja, das sollen sie sein, und das sind sie, wenn der gute Genius sie leitet. Aber haben sie ein Paradies auf Erden gefunden, wo sie glücklich und zufrieden leben, da nähert sich auch leicht das Böse, und will das Glück zerstören. Nichts ist beständig, die Schicksalswellen gehen auf und ab, die Berge versinken in Abgründe, und andere erheben sich aus den Tiefen vom Meeresgrunde empor, die Vernunft, welche den Menschen bis zum Himmel erhebt, und ihn über die Thiere regieren läßt, kann ihn auch unter das Thierreich erniedrigen, sobald er von der Tugend abweicht, seine hohen

Pflichten versäumt und Sklave seiner sinnlichen Triebe wird. Das Thier hat wenig Überlegung zu seiner That, denn es fehlt ihm die hohe Vernunft, die dem Menschen zu Theil geworden ist. Es entwickelt und brütet weder Gutes noch Böses in seinem Gehirn zu vollkommeneren und reiferen Thaten aus. Nur instinktmäßig kommt das Thier seinen engsten Pflichten, seinen Bedürfnissen für sich und die Seinigen nach. Liebevoll erwärmt und ernährt die Vogelmutter ihre zarten Kinderchen, bis sie selbst sich ernähren können, das Väterchen thut auch seine Pflicht für die Seinigen, sie freuen sich des Lebens und singen dem Schöpfer einen Lobgesang.

Durch alle Thiergattungen, von der kleinsten bis zur größten, geht, zur Bewunderung des Menschen, ein natürlicher, naivunschuldiger Zug. Die Liebe und Anhänglichkeit zu einander ist bei den Thieren oft so groß, daß sie sogar im Stande sind für einander zu sterben. Sie leben friedlich, jedoch nicht ohne Kampf, da doch zur Erhaltung des Lebens ein Wesen dem anderen zum Opfer fallen muß, doch auch in der Grausamkeit ist das Thier oft natürlicher als der Mensch. Von Anhänglichkeit und Treue liefern die Hausthiere den Menschen Beispiele genug. Mit Lebensgefahr ist der treue Hund bereit, seinen Herrn oder dessen Angehörige zu retten, auch weigert er sich sogar Lebensmittel zu sich zu nehmen, wenn sein Pfleger das Leben verloren haben sollte. — Das Thier kann auch großmüthig sein, und wenn sein Gebieter gerecht ist, so duldet er auch Strenge von ihm, ohne ihm seine Achtung und seinen Gehorsam zu verweigern. Der Mensch flößt dem Thiere, wie die Gottheit dem Menschen, erst Furcht, dann Verehrung, Treue, Anhänglichkeit und Liebe ein. Heil da, wo der mit Vernunft gerüstete gegen die unvollkommeneren Wesen gerecht ist, seine Aufgabe erfüllt und treulich seinen Pflichten nachkommt, denn da wirkt die Gottheit durch ihn. Aber der umgekehrte Fall ist zu bedauern, und wehe dann, wo der Herrscher der Erde seine Pflichten vergißt, und seine Gewalt mißbraucht. Das Thier duldet ruhig, aber es übt auch hier und da Rache aus, wovon uns Beispiele nicht fehlen.

Außerdem aber waltet die höhere Gerechtigkeit auch über dem Menschen, und keine schlechte That, Mißbrauch der Rechte und Gewaltthat gegen Menschen noch Thiere entgeht ihrer Vergeltung. In vieler Hinsicht können die Thiere in ihrer Unschuld uns zum Beispiele dienen, denn leben dieselben schon in ihren beschränkten Verhältnissen glücklich und friedlich (wo ihre Ruhe und ihr Friede nicht gestört werden), wieviel mehr könnten die Menschen das Glück fördern und genießen, wo sie als denkende Wesen einander doch viel größere Freuden zu bereiten im Stande sind. — Ja, das können sie auch, wo sie ihre Vernunft nur zum Guten anwenden, und nach wahren Glücke ringen. Ein Paradies können die Menschen schon hier auf Erden haben, in dem sie himmlische Freude genießen können, wenn ihnen der gute Wille nicht fehlt in Liebe und Einigkeit mit und für einander zu leben. Der Kampf des Lebens wird allerdings nicht fehlen, jedoch der Kampf nach außen wird dann leicht sein, wenn Friede im Inneren, im Hause herrschen wird. Wenn die Menschen nicht mehr mit einander kämpfen, so wird der Kampf des Lebens gegen die Elemente (und auch gegen die wilden Thiere) sie nie unglücklich machen, und ihnen nie die friedliche, paradiesische Freude verderben. — Den Kindern lehren wir die Klugheit des Lebens, zugleich können wir auch von ihnen ihre Unschuld und Naivität zu schätzen und zu bewundern lernen.

Die Thiere dienen uns, und wir lehren sie zu nützlichen Zwecken zu arbeiten, und wir lernen zugleich ihre Treue und ihren Gehorsam zu schätzen. Das wilde Thier geht seinen Instinkten nach, und wenn es auch grausam ist, so überschreitet es doch fast nie die Grenze der Natur, und es raubt und vernichtet nur das, was es zu seinem Lebensbedürfnisse nothwendig hat. Der Mensch aber vernichtet und verwüstet oft auch ohne ein zwingendes Bedürfniß, und ist oft viel grausamer und in seiner Grausamkeit widernatürlicher als das Thier. Beschämend ist es für den Menschen, wenn er, trotz seiner Vernunft, unter das vernunftlose Thier sinkt, wenn er unnatürlich, grausam und tyrannisch ist gegen die

Thiere, wie auch gegen die Menschen, und so sich selbst und seinen Pflichten untreu ist.

In solchem Falle, wo der Mensch seine Vernunft nicht mehr beherrschen kann, wo die Liebe und Güte nicht mehr im Stande sind das Gerechtigkeitsgefühl in ihm wach zu rufen um ihm zu zeigen, was er thun kann, da nähert sich ihm die heilige Ordnung und sagt, was er thun soll.



Die Ordnung.

Die bindende Ordnung muß immer wieder von neuem befestigt und bewacht werden, damit sie nicht wie ein Knoten, locker werden und sich lösen kann.

Gott ordnete und schuf; Er schuf die unzähligen Weltkörper, und setzte jeglichen an seinen Ort im unendlichen Weltenraum, und das Weltall ward vollkommen.

Mit furchtbarer Geschwindigkeit bewegen sich die ungeheuren Weltkörper neben und um einander, von welchen uns nur ein Theil als glänzende Sternlein sichtbar sind, und aus dem Himmelsraume entgegenleuchten. Alle diese Körper ordnete der ewig schaffende Geist, und wies ihnen ihre Bahnen an so, daß sie nun Millionen von Jahren in rastloser Bewegung neben und um einander dahin eilen, ohne einander zu berühren, ohne irgendwie die Ordnung im Weltall zu verletzen. Derjelbe schaffende Geist bewegt auch unseren Geist und unser Gemüth, und wir müssen ihm treu sein, und gehorchen, wenn er zu uns täglich spricht: „Schaue hin auf die Ordnung im Weltall, bleibe deinen Pflichten treu, und halte Ordnung in deinem Hause, in deiner Welt!“

Die Ordnung auf unserer Erde kann man wohl in zwei Arten theilen: in die natürliche und die künstliche Ordnung.

Die natürliche und wohl die ursprüngliche Ordnung auf Erden zeigt uns noch das Thierreich, in welchem ein

jedes Thier sich nimmt, was es bedarf und erreichen kann, auf das aber leicht verzichtet, was es nicht zu erreichen und sich anzueignen im Stande ist. Der Mensch aber will oft viel mehr, als er braucht. Er sucht sein Leben auf alle Fälle sicher zu stellen, auch für künftige Zeiten und künftige Generationen. Er will das Leben verschönern und die Welt herrlicher machen; er vergißt auch nicht Festungen zu bauen um sich zu vertheidigen, falls seine Mitmenschen etwa mit einer anderen Ordnung oder Mißordnung ihn belästigen wollen. Der Mensch kann mit seiner Vernunft Ungeheures leisten, und Ordnung schaffen, aber er kann sich in seiner künstlich aufgebauten Ordnung auch irren, und zwar noch mehr irren und fehlen, als das vernunftlose Thier.

Nach und nach verbreitete sich die menschliche Ordnung auf Erden, und es wurde Bedürfnis strenge Ordnungsregeln festzusetzen.

Die Menschen gewannen mehr Bildung, gewannen Rechte über andere Wesen, doch geriethen sie oft in Streit und Hader unter einander. Da empfanden sie mehr Bedürfnis nach Gerechtigkeit, als bis dahin. Sie wandten sich an die Gottheit, und Gott sandte ihnen Männer voll Geist und Vernunft, welche die Menschen lehrten, was sie thun und lassen sollten.

Moses, Solon, Lykurg und andere haben Gebote, Verbote und Gesetze geschrieben, sie mit höherer Macht besiegelt, und so die Weltordnung gefördert und gesichert. Die heilige Ordnung verbreitete sich über die ganze Welt, und schon der Kaiser Augustus erließ den Befehl, daß das ganze Reich geschätzt und die Bewohner desselben gezählt werden sollten, ein jeglicher an seinem Ort. — Mühsam, mit großen Schwierigkeiten und Hindernissen verbunden muß wohl damals die Förderung der Ordnung und des Fortschritts gewesen sein, da noch der Verkehr und jede Verbindung zur Ordnung so mangelhaft entwickelt war, aber es ging immer, wenn auch langsam, mit sicheren Schritten vorwärts. Wieviel mehr noch mußte die Ordnung in späteren Zeiten

gefördert worden sein, und das hauptsächlich in unserem Jahrhundert, in dem die Forschungen und Erfindungen der Wissenschaft, wie auch die Fortschritte zur Ordnung sich vollständig Bahn gebrochen haben. Wenn der Mensch früher nur langsam mit großen Unkosten und Zeitverlust eine größere Strecke Landes wandern oder fahren konnte so ist es ihm jetzt per Eisenbahn möglich in wenigen Tagen ganz Europa zu durchheilen.

Aus Entfernungen, da man früher viele Monate Zeit brauchte um Nachricht zu erhalten, braucht man jetzt nur etwa eben so viel Stunden um telegraphische Nachrichten einzuziehen. Die jetzige Weltordnung ist zum Erstaunen ausgebildet, kaum kann man sich noch auf dieser Welt irgendwo verstecken oder verbergen, wo man nach der jetzigen Ordnung nicht auffindig gemacht werden könnte.

Wird die heilige Ordnung, wie sie sich nach und nach entwickelt und verbreitet hat, und die jetzige Welt regiert, immer bleiben? wird sie zunehmen und sich immer mehr noch befestigen? — Es sind Anzeichen, die zu befürchten Veranlassung geben, daß auch die Ordnung nicht endlos ist, und daß der Knoten der Ordnung, der sich nach und nach gefestigt hat, auch ebenso wieder lockern und lösen könnte. Darum halten wir fest an dem, was wir haben, damit wir die himmlischen Privilegien nicht verlieren. Uns ist die heilige Ordnung von oben gegeben, wir müssen sie würdigen, schätzen aber nicht mißbrauchen. Die Ordnung hat Fortschritte gemacht, steht in vieler Hinsicht in unserer Zeit so hoch, wie noch nie, jedoch die innere Ordnung, Ruhe und Würde entwickelt sich nicht so und hält nicht gleichen Schritt mit der äußeren Ordnung, so daß die Frage wohl berechtigt sein dürfte: „Was bringt uns die Zukunft, und wie wird die menschliche Ordnung sich weiter entwickeln?“ Es fehlt leider nicht an Zeichen, die sehr bedenklich erscheinen und zwar bei den gebildetsten Nationen und den gebildetsten Ständen.

Fehlen ist menschlich, und Meinungsverschiedenheiten,

Uneinigkeiten, auch Streitigkeiten können wohl in allen kleineren und größeren Berathungen vorkommen, jedoch sollte es so sein, daß der edle Zweck stets im Vordergrunde bleibt, und Achtung gewinnt. Jeder Einzelne muß zum allgemeinen Wohl das Seinige beitragen, muß uneigennützig und, womöglich, auch selbstverleugnend für Ordnung und Einigkeit arbeiten, jede Engherzigkeit, jede Art von Egoismus vermeiden, um nicht störend auf den Fortschritt der Ordnung und Einigkeit einzuwirken.

Geschieht dem nicht so und wird die bessere Ordnung nicht geachtet, so ist es traurig; tritt aber rechtshaberische Selbstsucht schon so stark hervor, daß die Gerechtigkeit und Tugend wie nichtachtend mit Füßen getreten werden, so ist es noch mehr zu beklagen, und trotz alles äußerlichen Fortschritts wird auch ein Rückschritt sichtbar. So, z. B., wo die Ehrenmänner, die Vertreter und Abgeordneten des Volkes selbst gewissenlos und frivol die Hand gegen die heilige Ordnung erheben, so der Ehrenplatz geschändet wird, die Männer an den Ehrenposten beschimpft werden, und, wenn schließlich noch ein Handgemenge in einer Versammlung entsteht die doch der heiligen Ordnung dienen soll, wie es leider in den gebildetsten Staaten Europa's vorkommt. — Dieses wirft schon einen Schatten auf die glänzenden Fortschritte unserer Zeit, und erinnert fast an die Zeiten des Faustrechts, nur mit dem Unterschiede, daß die alte rohe Zeit einer besseren Zukunft entgegen sah, unsere gebildete Zeit, aber wenn es so weiter geht, eine traurige Zukunft haben dürfte.

Auch sehr bedauernswerth ist es wo die Jugend sich in die Politik hineinmischet. Mancher Übermuth und manche Unruhen der Jugend wären ja verzeihlich, wenn sie nur vorübergehend sein würden. Beharrt aber die Jugend auf ihrem Trotz gegen ihre Vorgesetzten und die Regierung, wie es oft vorkommt, und schließen sich dann solchen Helden noch viele andere, und sogar das zartere Geschlecht an, so ist ein solches Auftreten für die Menschheit mit einer gefährlichen Krankheit zu vergleichen,

bei der auch der beste Arzt nicht weiß, wie ihr abzuhelpen sei, ob mit strengen oder milden Mitteln. Wenn die Gerechtigkeit auch nicht vollkommen geübt werden kann, so hat jedoch die lernende Jugend auf den Hochschulen nicht zu klagen, daß ihr solche Lasten auferlegt würden, die sie zum Aufstande zwingen. Gedenkt die lernende Jugend aber für Menschheit, Freiheit, Gleichheit und dergleichen schöne Dinge zu kämpfen, so ist eine solche Bewegung freilich ein so krankhafter Fehler, daß er mit aller Strenge aus den Schulen ausgerottet werden muß. Erst hat die Jugend Kenntnisse zu sammeln, und dann sie richtig anzuwenden. Hat man nun die Schule hinter dem Rücken, dann kommt es darauf an, wie ein jeder die Kenntnisse, die er sich gesammelt, im Leben verwerthet, denn die Lebensaufgabe ist nicht leicht. Freilich ist das Leben nicht ohne Kampf, jedoch ist es unsere höchste Pflicht für die allgemeine Ordnung, für Frieden und Einigkeit zu leben und zu kämpfen.

Es ist schön und hoch zu schätzen, wenn jemand der leidenden und unterdrückten Menschheit gedenkt und danach strebt die Lage derselben zu verbessern; aber eine solche edle Menschenfreundlichkeit bedarf der Würde, Großmuth und Nachsicht, wenn sie etwas zum menschlichen Wohlstand und zur Ordnung beitragen soll. Wie leicht ist ein Irren bei diesen Bestrebungen möglich, wenn die natürliche Grenze überschritten und etwas Unmögliches erstrebt wird; leicht ist es da, statt Ordnung und Wohlstand zu fördern, das menschliche Elend zu vermehren. So manche Weltverbesserer-Enthusiasten haben, ob sie nun Socialisten, Communisten, oder welcher Partei sie auch angehören mögen, — abgesehen von den Nihilisten und Anarchisten, die wohl auch aus denselben Wurzeln entstanden sind und sich entwickelt haben — zur menschlichen Mißordnung viel beigetragen.

Große und Kleine, Arme und Reiche, Kranke und Gesunde hat es immer gegeben und wird es wohl auch immer geben bis zum Weltende; solange aber die Ordnung und ein rechtschaffenes Streben aufrechterhalten werden, schreitet die

Welt vorwärts dem besseren Ziele näher und näher. — So wie aber die Menschen nach etwas Unmöglichem greifen und die Menschheit zu beglücken glauben, indem sie das Eigenthums- und Besitzrecht angreifen, und alles nivelliren wollen, so befinden sie sich sehr im Irrthum. Der allgemeinen Ordnung und dem Wohlstande dürfte derselbe in keinem Falle förderlich, sondern nur nachtheilig sein.

So wenig es möglich ist, die Krankheiten aus der Welt zu schaffen, ebenso unmöglich dürfte es wohl sein sich eine allgemeine Gleichheit zu denken, um auf diesem Wege die Menschheit glücklich zu machen.

Die Gebirge sind den Menschen wohl hinderlich, aber sie machen die Erde nicht unschön. Die Reichen können ihren Mitmenschen schaden, aber sie können ihnen auch nützen, im allgemeinen können sie der guten Sache eher förderlich als hinderlich sein, je nachdem, wie einer sein Vermögen anwendet. — Freilich thut es weh' zu sehen, wie jemand in Armuth dürftig und beschränkt lebt und dabei doch seine Pflicht thut und arbeitet, während ein anderer vollauf im Reichthum lebt, und nichts thut, oder sogar prast und verschwendet. Dem ist wohl überhaupt nicht abzuhelpen, dafür ist jedoch die Möglichkeit vorhanden, daß die Nachkommen des Armen reich, die des Reichen aber arm werden können. Wohl denkt man leicht: „der Reiche könnte doch eher von seinem Überfluß dem Armen das schenken, was er nur zu seinem Luxus gebraucht“. — Auch darin kann man leicht irren, denn es ist noch fraglich, ob er mit seinem Luxus den Mitmenschen nicht mehr hilft, als wenn er sein Vermögen theilen und verschenken würde. Müssen die Luxusartikel doch gearbeitet, und muß die Arbeit doch bezahlt werden, und mehr Segen bringt dem Menschen doch Arbeit und Verdienst, als das, was er geschenkt erhält.

Das Streben ist frei; es erhebt uns über so manche Hindernisse, und versöhnt uns mit manchen scheinbaren Ungerechtigkeiten. Ein jeder, dem Gott Kraft und Gesundheit

verliehen hat, kann danach streben aus beschränkten Lebensverhältnissen zu besseren zu gelangen.

Zweierlei Wege giebt es und Mittel zur Erstrebung menschlicher Ordnung: äußere und innere. Die Mittel zur Erstrebung der äußeren Ordnung und des äußeren Rechts sind: Streit, Proceß und Krieg; die inneren Mittel aber sind: Großmuth, Liebe und Geduld. Die äußeren Mittel sind mir weniger bekannt, und stehen nicht zu meiner Verfügung; die Mittel zur inneren Ordnung und zum inneren Frieden stehen mir und einem Jeden, der meine Meinung theilt, zu Gebote.

Was das Licht nicht mit sich bringt, das bewirkt die Wärme, und was die menschliche Vernunft und strenge Gesetze nicht in Ordnung bringen, das bewirken Wärme des Herzens, Liebe und die Kunst, und schaffen eine innere Ordnung und Ruhe, wenn es auch außen toben und stürmen sollte.



Die Kunst.

Die Kunst ist wie eine zarte Pflanze;
sie blüht am besten, wenn am wenigsten
in ihren Kelch geschaut wird.

Ob die Kunst ursprünglich den Sinn und die Bedeutung hatte, die wir ihr nach unseren Anschauungen beizulegen berechtigt sind, weiß ich nicht.

Die Kunstthätigkeit ist die Offenbarung des Guten und Schönen, die Übermittlung der Liebe und aller edleren Empfindungen. Ein wahres Kunstwerk soll erhebend wirken, soll den Menschen aus dem alltäglichen Leben emporheben, dem Geiste Nahrung geben und ihn der Gottheit näher bringen. Dieses ist unsere Zeit berechtigt von der Kunst zu erwarten.

Aber die Menschen sind nun einmal dem Irrthum unterworfen, und man könnte es auch dem Künstler verzeihen, falls er nicht immer im Stande sein sollte seinen hohen Pflichten nachzukommen. Wenn aber die Künstler absichtlich den edlen Zweck ihrer Thätigkeit außer Acht lassen, und an Stelle des Schönen nur Häßliches schaffen, wenn sie, über das Erhabene sich hehend, das Gemeine zum Ideal zu stempeln suchen; wie es leider in unserer Zeit oft genug geschieht, so kann man sich damit nicht mehr einverstanden erklären, und darf man diesen Irrthum nicht mehr verzeihlich finden.

„Warum fördert man noch die jetzige Kunst?“ Um der Mode zu folgen.“ „Warum finden sich noch solche Reiche,

die für Kunstwerke Tausende und Hunderttausende zahlen?“ „Weil sie zeigen wollen, daß auch sie die Kunst zu schätzen verstehen“¹⁾).

Die Kunst der Jetztzeit ist oft Abscheu erregend, und die Frage entsteht: Warum ist eine gemeine Idee auf Leinwand in einen vergoldeten Rahmen gesetzt? Warum wird dem schönen Marmor die häßliche Gestalt gegeben? Und warum singt die Welt „Hosiannah!“ zu gemeinen Fantasieen in der Litteratur? Die Förderung des Schlechten würde weniger schaden, wenn das Gute auch geschätzt würde, aber tritt man das Gute, wo es noch etwas sichtbar wird, mit Füßen, so ist der Schaden in vielfacher Beziehung bedeutend, und es erreicht einer Zeit nicht zur Ehre, wenn sie das Gute nicht schätzen will, oder auch nicht zu schätzen versteht.

Um nicht zu viel über unsere Zeit, den Zeitgeist und unsere Kunst zu klagen, erwähne ich hier nur die schon bekannte Thatsache, daß die Kunstthätigkeit im Laufe der Zeiten sich erhebt und dann wieder sinkt, gleich der Meeresfluth und Ebbe, und daß man sich somit nicht so sehr zu wundern hat, wenn in unserer Zeit die Ebbe eingetreten ist. — Der Ebbe und der Fluth gehen aber immer Ursachen voraus, und wenn diese Ursachen auch nicht immer zu ändern sind, so dürfte es doch wohl nicht ganz zwecklos sein einen Blick auf dieselben zu werfen. Jede gute Förderung einer Sache muß natürlich sein, und jeder Fortschritt muß auf einer natürlichen Basis stehen, wenn er sicher und dauernd sein soll. Auch die Kunst darf nicht verkünstelt werden, sondern sie will natürlich gefördert sein, indem sie nur den Bedürfnissen angemessen sein soll. Wenn das Sprichwort „der Mittelweg ist der beste“ die Wahrheit spricht, so kann keine Übertreibung und kein Fanatismus auf einen dauernden Erfolg rechnen.

Und so scheint wohl auch die Ebbe, welche in unserer

1) Meine Ausdrücke sind vielleicht übertrieben aber sie dürften der übertriebenen Kunststrichtung gegenüber als Contrast oder Gegengewicht gestattet sein.

Kunstperiode eingetreten ist, — d. h. Ebbe der Qualität nach, denn in Bezug auf Quantität überfluthen Kunstprodukte gradezu die Kunsthallen, — aus falschem Ehrgeiz und fanatischen Übertreibungen herzurühren. Also die Übertreibung dürfte wohl die Hauptursache sein etwas schnell emporzutreiben, und, umgekehrt, auch wieder zu schnellem Verfall zu bringen. Man erhebt die menschlichen Fähigkeiten bis zum Himmel und wirft sie auch wiederum in den Staub unter die Füße.

Eine wahre Begeisterung ist schön, und kann einer guten Sache nur förderlich sein, aber geheuchelte Begeisterung einerseits, und Fanatismus andererseits kann solchen Erfolg nicht erwarten, denn ihre Thaten sind nicht auf Felsen gebaut.

Ein guter Arzt hat gesagt: „die Ärzte haben die Menschheit nicht nur geschwächt, sondern sie haben sie sterblicher gemacht.“ Und ich sage: „die Kritiker und Biographen haben die Kunstthätigkeit nicht nur geschwächt, sondern sie haben die Kunst zum Krüppel gemacht.“

In Zeiten, da man von einer künstlichen Förderung der Kunst nichts wußte, da man weder Kunstgeschichte noch Kunstschulen, weder Medaillen noch Stipendien kannte, da haben nur die natürlichen Bedürfnisse der Kunst sie gefördert. So blühte z. B. in Egypten und Griechenland die Kunst lange Zeit, und überlieferte uns schöne Erinnerungen an diese ihre Blüthezeit. Auch in Italien, und hauptsächlich im 16-ten Jahrhundert wurde die Kunst dadurch gefördert, daß man den Künstlern Arbeit schaffte, ihre Thätigkeit schätzte und für sie Anwendung fand.

Unsere Zeit aber spendet Millionen für Kunstschulen, Stipendien und Ausstellungen, ohne nach den Bedürfnissen der Kunst zu fragen, oder sich viel um dieselben zu kümmern.

Und kommt es nun einmal dazu ein Monument zu bauen, um so die Mode mitzumachen, da wird schon eine gewisse Kunstarmuth sichtbar, denn die Millionen, welche in unserer Zeit dazu gespendet worden, sind nicht im Stande die fehlenden Talente zu ersetzen.

Wäre die fanatische Begeisterung im Anfang unseres Jahrhunderts, da die Kunst wieder erwachte, mäßiger gewesen, und hätten die Förderer der Kunst sie mehr dem Bedürfnisse nach derselben überlassen, so wäre der Fortschritt in der Beziehung wohl langsamer gewesen, hätte aber die Kunstthätigkeit zum sicheren Ziele gefördert.

Hätten die Maler den Raphael weniger vergöttert, so würden sie jetzt nicht zu folgender Behauptung gekommen sein: „Raphael verstand nicht zu malen“, welche Behauptung man von vielen unserer Maler wirklich hören kann. (Sie scheinen zu glauben das Malen doch besser zu verstehen).

Thornwaldsen war ein guter Bildhauer, er wäre aber in seiner Kunst noch vollkommener gewesen, wenn seine Zeitgenossen ihn nicht so verhätschelt hätten, und er selbst die Bescheidenheit in Betreff seines Könnens nicht ein wenig verloren hätte. Seine Landsleute haben ihn, gleich dem goldenen Kalb, emporgehoben, und haben ihn mit Menschengespinn vor dem Wagen durch die Stadt geführt. Es entwickelte sich ein ganzer Cultus mit seinem Namen und seinen Werken. War aber das Haus auch auf einen Felsen geabut? (Diese Frage muß wohl doch noch der Beantwortung offen bleiben). Haben die zahllosen Stipendien, welche die Dänen, seit Thornwaldsen, vertheilt haben, auch genügende Früchte getragen?

Kaulbach war zuerst Zimmermaler, wurde aber Künstler, weil seine Arbeit gesucht und bezahlt wurde, und er war wohl der letzte Maler unserer Zeit, der uns noch in der ideal-klassischen Richtung Werke geschaffen und hinterlassen hat.

Die Bedürfnisse sind die natürlichsten Vermittler jeder Sache, wie auch die wahren Förderer der Kunst. Friedrich Wilhelm der Dritte entdeckte bei seinem Kammerdiener Rauch Talent zur Skulptur; er ließ ihn ausbilden, beschäftigte ihn mit dieser Kunstthätigkeit, und Rauch hat die schönsten Monumente gearbeitet und ausgeführt.

Kaiser Nikolai I. liebte die Kunst, er hatte selbst direkt

ein Auge auf die Kunstthätigkeit und förderte sie indem er Kunstwerke bestellte und ankaufte, und sich selbst und anderen damit Freude bereitete. Da erstanden auch Künstler, wie Klodt, Bryloff, Pimenoff u. a. m.

Wir sehen, daß nur die wahren Bedürfnisse, die Liebe zur Kunst und ein guter Geschmack die bessere Kunst fördern, daß dagegen zu künstliche Mittel, falscher Ehrgeiz, geheuchelte Illusionen und schlechter Geschmack sie wieder zu Falle und in Vergessenheit bringen.

Näheres hierin zu schildern dürfte hier nicht der Platz sein, da ich schon früher einige mal über die Kunst geschrieben habe. Karrikaturen und Zerrbilder wie sie unsere Kunst oft hervorbringt sind ja nichts neues in der Geschichte, sondern auch frühere Zeiten haben zuweilen das Schlechte gefördert, wenn auch in anderer Art, als unsere Zeit es thut. Künstler wie Publikum können sich gegenseitig nicht beschuldigen, daß etwas Schlechtes geschaffen und gefördert wird. Sobald sich der Geschmack beiderseits veredelt, kann auch die Kunstthätigkeit, statt hinab zu sinken, aufwärts steigen.

Schön ist es, wenn die Kunst edlen Zwecken dient, und die Wege ebnet zur Gottheit und zur Religion.



Die Religion.

Gott ist Geist; und die ihn anbeten,
die müssen ihn im Geist und in der
Wahrheit anbeten. Joh. 4. 21.

Die Religion ist das Köstlichste, was uns gegeben ist, und was unseren Geist und unser Gemüth bewegt. Was das Licht uns nicht giebt, spendet uns die Wärme, und entzündet die Liebe, welche uns aus dem Alltäglichen zum Höchsten emporhebt.

Die Entstehung und Erschaffung des Weltalls und alles dessen, das in ihm lebt und sich bewegt, steht hoch über unserer Vernunft, und wir verehren die Natur, den schaffenden Geist, die Gottheit.

Freilich sind die Empfindungen und die Begriffe über Religion sehr verschieden, aber das Endziel bleibt fast immer dasselbe, so lange die Menschen darin nur nicht aus den natürlichen Empfindungen in Fanatismus versinken.

Schon im Anfang, da die Erkenntnis des Guten und Bösen in dem Menschen erwachte, fühlte er sich abhängig von Gott, und es entstand die Sehnsucht nach einem zukünftigen Leben. Die Menschen beteten die Gottheit an, oft mit Furcht und Zittern, bauten ihr Tempel und brachten ihr Sühnopfer.

Sie hatten einen überzeugten Glauben an etwas, das sie nicht kannten, und sie huldigten dem Unbekannten oder unerfaßbaren Geist Gottes, den sie nun auch in verschiedener Gestalt noch zu bilden suchten.

Wir glauben darin weiter zu sein, und alles zu wissen, und wir sind auch in vielen Stücken weiter gekommen, aber die ursprüngliche religiöse Empfindung bleibt ewig dieselbe. Wir wissen nun: „Gott ist Geist“, und wir wissen, daß „Geist“ keine Person und keine Gestalt ist. Auch wissen wir, daß Gott keinerlei Opfer verlangt, aber auch wir bringen ihm Opfer, und bauen auch Tempel.

Eines thut aber noth: den ursprünglichen Glauben nicht verlieren, und nicht in leere Nachahmung versinken. Auch wir wollen den Unbekannten, den unsfaßbaren Geist als Gott verehren. Hoch über der menschlichen Vernunft waltet die lebendige Gottheit, der ewig schaffende Geist, welcher sich immer von neuem offenbaret. An diesen ursprünglichen Glauben reihen sich wohl fast alle Religionen, wenn auch in verschiedenen Formen, an, welche den überzeugten Glauben nicht verlieren, oder ihn nicht durch einen Scheinglauben ersetzen wollen. Sehr zu bedauern ist es, daß die menschlichen Gesinnungen in der Religion sich nicht vereinbaren, sondern, daß immer mehr Entzweiungen noch sich in diese Betrachtungen hineinnisteten. Ein jeder glaubt immer das Richtige entdeckt, gefunden oder geerbt zu haben, und die anderen sollen vom ewigen Leben und der himmlischen Herrlichkeit ausgeschlossen sein.

Fast jede Religion glaubt mehr oder weniger an ihre Unfehlbarkeit, und will somit allein die himmlischen Vorrechte, besitzen. — Schöne Muthmaßungen! Freilich ist nur ein Gott — und nur ein Glaube, nur eine Religion führt zu ihm, aber welche ist nun von den vielen Religionen die richtige? — Keine von allen darf sich dazu für allein berechtigt halten, wohl aber alle, wenn sie sich vereinigen, und sich für gleichberechtigt halten zur ewigen Seligkeit.

Wahre Begeisterung verbindet und vereinigt die Menschen in der Liebe, führt sie Gott näher, macht sie zu Brüdern und Kindern Gottes, und das will die wahre Religion thun. Sobald aber die natürliche Begeisterung verschwindet, sobald an ihre Stelle leere Nachahmung und Fanatismus

treten, verliert die Religion ihre wahre Wirkung, ja kann sogar schädlich wirken. — „Niemand kann anderen von dem Brode geben, das er selbst nicht besitzt.“ — Wie wird nun in unserer Zeit die Religionslehre gefördert, und wie steht unsere Kirche dazu? Unsere Zeit ist reich an Wissen und Erfindungen, doch leider arm an geistigen Empfindungen. Die Bildung der Seele ist hinter der Bildung des Geistes und des Verstandes zurückgeblieben. Ist es die Schuld unserer kirchlichen Religion, daß die Menschen, trotz der Bildung, schlecht sind, und daß die moralische Verkommenheit in der Zukunft noch drohender wird? Freilich ist es nicht die Schuld der Kirche allein, jedoch trägt die kirchliche Religion unserer Zeit einen Theil der Schuld an der gegenwärtigen Engherzigkeit und Geistesabstumpfung im Allgemeinen. Die Kirche hat eine große Macht die Menschen moralisch zu heben, und in ihnen den guten Willen zu erwecken, was wohl ihre Hauptaufgabe sein dürfte. Hat die Kirche in der That dieses als Hauptaufgabe betrachtet, oder hat sie mehr durch äußere Formen das innere Leben zu fördern erstrebt? Hat der Drang nach geistiger vervollkommenung und die Liebe sie geleitet, oder hat die Kirche, sich auf ihre Traditionen stützend, Glaubenszwang, Glaubensbekenntnisse und dergleichen strenge Regeln sich als Hauptaufgabe gestellt? Wie es scheint, hat leider das Gesetzmäßige in unserer Religion mehr Boden gefaßt als die Liebe und Ergebenheit, und daher hat auch der Kirche die moralische Kraft nicht mehr zu Gebote gestanden ihrer hohen Aufgabe nachzukommen und ihre Pflicht genügend zu erfüllen.

Die äußeren Mittel und herzlosen Formen können den inneren Werth des Menschen nicht heben, sondern sie können eher einen schädlichen Einfluß haben; z. B., wenn der Prediger sagt: „alles Unglück, und was euch quält und plagt ist Gottes Strafe für Eure Sünden und für Euren Unglauben. Ihr habt Gottes Wort nicht geglaubt, habt Gott erzürnt, und habt zur Strafe die Höllequal verdient. Betet Tag und Nacht um Gott wieder zu versöhnen und den Hölle-

qualen zu entgehn u. s. w.“ Ähnliche Reden hört man manchmal von den Kanzeln in unserer Zeit. Hier sieht man, daß mit der Zeit auch bei der guten Sache sich Schattenseiten bilden, und so den Fortschritt des Guten hemmen. Als das regelmäßige Predigen eingeführt wurde, so schien dieses ein ewiger Gewinn zu sein, denn es war nützlich, und hat ungeheuer viel zur menschlichen Bildung beigetragen. Aber nichts besteht auf ewig, und hier schon wird es offenbar, daß eine gute Sache mit der Zeit so manches von ihrem wahren Werthe verlieren kann, denn, wenn die wahre Begeistderung schon zu verschwinden oder nachzulassen scheint, so bleibt nur noch die kalte Form und leere Nachahmung, wenigstens wird dieser Mangel hier und da sichtbar. Wie leicht kann sich hier der guten Sache eine schädliche Wirkung beismischen! Wie leicht wird da der Seelsorger selbst Gotteslästerer indem er die niedrigen menschlichen Eigenschaften der Gottheit zumuthet. Gott will keine Opfer, er verlangt keine Gebete sondern er sieht schon des Menschen Thun und Wollen, und schätzt und lohnt seine Tugenden. — Was sprecht Ihr von Gottes Wort, als ob Gott nur früher gesprochen, und jetzt aufgehört hätte sich und seine Thaten zu offenbaren und kund zu thun? Wer steht der Gottheit näher ein guter oder ein gläubiger Mensch? Der Gottheit sind alle Religionen gleich, und nur der gute Wille ist ihm genehm. Gott sieht nicht auf den menschlichen Glauben, sondern auf das Herz des Menschen, auf seinen guten Willen und auf seine Tugenden. Das Gute kann geübt werden, jedoch der Glaube kommt direkt von Gott. Wohl dem Seelsorger, der das himmlische Brod genießt, und es anderen zuertheilt, der den Drang nach dem Höchsten, nach geistiger Vollkommenheit hat, und der so auch seine Mitmenschen mit sich erhebt, und den guten Willen in ihnen weckt und fördert.

Die Kirche hat viel Einfluß die Moral zu fördern, menschliches Elend zu lindern und das Erdenleben mit dem himmlischen zu vereinen. Nur der gute Wille und die Liebe sind die Mittel zur vollkommeneren Entwicklung des Geistes

und Gemüthes; fehlen aber diese, so nützen alle äußeren Mittel und strengen Regeln nichts, und nicht ein mal die Jahrtausende mit ihren Traditionen können Liebe und Wärme ersetzen, falls sie fehlen. Die Wärme zieht an, die Kälte stößt ab. Die wahre Begeisterung und Liebe vereinigt die Menschen in Religion; das Gesetzmäßige, Strenge und Selbsttückliche zerstreut sie wieder in Glaubens-Secten, schafft an Stelle himmlischer Freuden Furcht und Höllequalen, und treibt so manchen in Verzweiflung und Religionswahn.

Alles ist dem Irrthum unterworfen, und nichts ist unfehlbar in dieser Welt, und doch behaupten die Menschen ihre Unfehlbarkeit, und gerade da, wo sie sie am wenigsten behaupten dürften, in den Lehren vom Göttlichen, und jede Christliche Religion begeht diesen Fehler. Wenn Christus gerade da den verachteten Zöllner als moralisches Beispiel darstellt, wo er als Sünder erscheint: „Gott sei mir Sünder gnädig!“, so leuchtet da wohl einen jeden die moralische Wahrheit heraus, aber ein Heuchler wird doch nimmer zum Zöllner, wenn er ihn auch tausendmal mit seinen Worten vertreten will, sondern er bleibt, trotz dem immer ein Pharisäer. Nichts von menschlicher Denkungsart, Sitten und Gebräuchen fesselt den Menschen so sehr an das Alte, als die Religion, und so sehr er auch an die alten Traditionen gefesselt ist, so sehr er auch ihre Rechte vertheidigt, so verliert er doch mit der Zeit den wahren Kern der Religion. Es bleiben ihm zuletzt nur die äußeren Formen, und die Gefahr des Aberglaubens bleibt nicht ausgeschlossen.

Christus wollte die Menschen vom Aberglauben, von leeren Nachahmungen und von kindlichen Erwartungen befreien: Erwartet nicht mehr Engel vom Himmel, dazu sind die Menschen auf Erden. Wie kannst du Gott lieben den du nicht siehst, wenn du deinen Bruder nicht liebst, den du siehst? — Liebet einander, so wie ich Euch liebe, so sind wir alle Kinder des großen Vaters im Himmel u. s. w. In diesem Sinne wollte er die Menschen der Gottheit näher bringen.

Was war sein Lohn für seine Liebe? Sie klagten ihn an: Er thut uns nicht die Wunder, die wir von Messias erwartet haben! Er greift unsere Traditionen an, indem er uns etwas Neues lehrt!“ u. s. w. Christus wurde nicht recht verstanden, als er lebte, und auch nicht nach seinem Tode. Die Übertreibungen der einen, wie auch der anderen Seite haben seiner Lehre wohl geschadet, jedoch hat die Liebe, der Geist Gottes, welcher durch ihn wirkte, einen ungeheueren Einfluß ausgeübt. Gott ist Geist, und alle persönlichen Ideen von der Gottheit sind nur symbolische Darstellungen. Sind wir gehorsame Kinder der Welt, so dürfen wir einen Vater im Himmel haben.

So vielfach die Lehre Christi sich auch gestaltet hat, so haben doch alle unsere christlichen Confessionen so viel Gutes, daß bei ihnen keine äußere Reform noth thut, wenn wir nur verstehen aus ihnen das Gute zu schöpfen, und wenn wir die Religion der Liebe uns nicht als Gesetzesbürde und Verdammniß auferlegen.

„Der Buchstabe tödtet, der Geist macht lebendig. — Sehet alles und wählet das Gute“ u. s. w. Warum sucht man aber sich auf die oft kleinlichen Wunder der alten Traditionen zu stützen, wo doch Gottes Allmacht in der Natur und dem Weltall uns täglich unendliche Wunder bietet und uns zur Bewunderung vor Augen steht? Wir mit allen unseren religiösen Gebräuchen, sei es That, Wort oder Gesang, können nur das Gute üben, um der Gottheit näher zu kommen; den wahren, überzeugenden Glauben erlangen wir sodann von Gott selbst, ohne Vermittler, und diesen Glauben darf uns niemand rauben, noch zu ändern suchen. Diese Gefühlsfreiheit wird nicht schaden, nicht zerstreuen, sondern vereinigen. Die Religion ist allumfassend, wie Gottes Allmacht selbst; nicht nur den Guten, auch den Schlechten will sie schützen. Wenn der gute Wille auch oft verachtet und mißverstanden wird, so wird er doch auch andererseits geschätzt und geachtet, ohne daß jemand mit seinem Willen,

seinen Überzeugungen und Empfindungen anderen gegenüber zudringlich zu sein braucht. — Die Blumen gedeihen, blühen und welken in ihrer Unschuld, die Thiere leben in ihrer Einfalt und Naivität. Der Mensch aber hat größere Pflichten, größere Freuden und größere Leiden. Gott hat den Menschen ebenso unschuldig zur Welt gebracht, wie die Blumen auf dem Felde, hat ihm aber einen freien Geist und Vernunft gegeben über Licht und Finsterniß zu entscheiden. Alles dienet und gehorchet einander in Treue und Ergebenheit im ganzen Weltall, wie auch auf Erden, und der Mensch befolge die Regeln: er diene dem Lichte und vermeide die Finsterniß, um seine Vernunft nicht zu mißbrauchen.

Die Religion zeigt uns unsere Nichtigkeit und führt uns zur himmlischen Herrlichkeit. Wir sind Staub vom Staube, unser Leben ist ein Gnadengeschenk, und wir werden groß in Gott.

„Doch größer als die Welt und ihre Güter ist ein gefühlvolles Menschenherz“, und dieses Wort eines Dichters, der vor uns gelebt, hat Recht.

Gott verlangt keine Opfer und will kein Gebet, sondern das Thun und Wollen des Menschen sei sein Gebet, das ihn Gott näher führt. Hebet er aber doch seine Blicke in Bewunderung und Anbetung zum Throne des Höchsten, so dienet die Anbetung zu seiner Seligkeit und Gottes Ehre, und nur ein wahrhaft kindliches Gebet wird stets erhört: „Gott, lasse mich ein guter Mensch sein!“

Religionslehre kann für das Volk von großer Wichtigkeit sein, kann zur besseren Ordnung viel beitragen und die Menschen sittlich und moralisch heben; sie kann den guten Willen erwecken und die Menschen so der Gottheit näher bringen, das heißt, daß sie mit Liebe zu allem Guten durchdrungen, den lebendigen Glauben und Gottes Geist empfangen und so auch verbreiten. Fehlt aber die wahre innere Religion, das innere Licht, die innere Wärme, so sind alle äußeren Formen, Regeln und Nachahmungen nutzlos, und sie können, statt zu nützen, auch schaden, denn der Blinde kann den Blinden nicht

führen, und sie können beide in die Grube fallen. Der Mensch kann vieles mit seiner Vernunft erreichen; er kann durch seine Erfindungen das Leben und den Verkehr durch die ganze Welt bequem einrichten; er kann die Elemente sich dienstbar machen und künstliche Werke in Thätigkeit setzen; er kann seine Sehkraft künstlich vergrößern und die Himmelskörper erforschen und beobachten. Fühlt der Mensch sich dabei aber so vollkommen, daß er sein Glück nur auf seine Vernunft und auf sein Wissen und Können baut, da ist er doch zu bedauern, denn er kennt nicht die Macht des ewigschaffenden Geistes, er ist nicht empfänglich für die Religion, er ist sein eigener Gott, denn er betet sich selbst an.

Kommt aber ein Funke von Außen, von Oben, und ist er empfänglich für denselben, für die Religion, welche ihn in Regionen führt, die sein irdisches Auge nicht erreichen kann, in die ewige Seeligkeit, — dann sieht er, wie klein es ist, was er bis jetzt so hoch geschätzt, und wie wenig seine Vernunft umfassen kann.

Wo hat der ungeheure Weltenraum eine Grenze, und was ist wohl hinter der Grenze? Wann hat die Zeit wohl ein Ende, und können Millionen von Jahren wohl die Ewigkeit abkürzen? Woraus ist alles geworden, und wer hat alles gemacht? — Bei solchen Fragen sieht der Mensch schon seine Nichtigkeit ein, er ahnt auch zugleich eine höhere Macht und Herrlichkeit. Er quält sich nicht mehr mit Fragen, die über seine Vernunft gehen; unbesorgt und ergeben überläßt er alles der höheren Macht, deren Herrschaft dort beginnt, wo die Vernunft des Menschen nicht mehr ausreicht und ihre Grenzen findet.

Dort über meiner Vernunft waltet die Gottheit, dort, im Tempel Gottes ist Ruhe, Leben und Seeligkeit. Du allumfassender, belebender und ewig schaffender heiliger Geist, Du regierest die Welten und das Weltall, und ich bin selig zu leben und die Herrlichkeit deiner Thaten zu erblicken. Wer

kann Dich kennen, Dich richtig nennen? Doch Du kennst alle, und verlässest niemand, der sich nach dem Guten sehnet, und deine Herrlichkeit begehret.

Ich bin arm, doch reich in Gottes Gnaden, mein Leben ist ein Gnadengeschenk und ewige Bönne.

Du Allmächtiger, verlaß mich nicht! Gieb mir Kraft und lenke meinen Willen von allem ab, was niedrig ist! Gieb uns allen Deinen Geist, schütze uns mit Licht und Wärme und führe uns zur seligen Ruhe in Ewigkeit.





A. Weizenberg -

Der müde Erdenpilger

Сколько земли.
нужно человеку.
Толстой.

Фотогипс В. Класова, С. Петербург, Найдатская лия. № 72.

Проект Н. Коминский

Zweiter Theil.

Sehnsucht und Hoffnung.

Sehnen und Hoffen irren umher,
bis die Liebe sich glücklich mit ihnen
vereint, und der Glaube sie sodann
zum sicheren Hafen führt.

Der Mensch ist oft geneigt dasjenige von außen zu suchen, was er nicht sogleich in seinem Inneren findet.

Sehnsuchtsvoll wendet er seine Blicke zurück in längstvergangene Zeiten, zum verlorenen Paradies, zur Unschuld, zu längst verschollenem Glück und Freuden. Oder wiederum, er schauet hoffnungsvoll in die Zukunft, hinauf zur himmlischen Herrlichkeit:

O Land, voll Glück und Wonne,
Voll Freude und Seligkeit!

Keine Pracht und Herrlichkeit dieser Welt und nicht einmal die schöne Natur kann uns die Sehnsucht stillen nach dem fehlenden Glück und dem verlorenen Paradies. — Nicht das Alleinsein ist Glück, auch nicht die Lust der großen Gesellschaft kann die Sehnsucht stillen, jedoch genügt nur eine einzige Seele, um das irdische Glück vollkommen zu machen; wer diese gefunden, und wo zwei Seelen sich verstehen und Gottes Herrlichkeit gemeinsam empfinden, da ist der Weg zum Glück, zum irdischen Paradiese offen.

Und im Garten der Freuden der vereinigten Seelen herrscht Wonne und Freude, da erblickt man nirgends etwas Schlechtes, Niedriges und Gemeines, sondern alles ist wunder-

schön, himmlisch und herrlich. Da ist jede Sehnsucht gestillt, denn da ist das Geben wie auch das Nehmen Seligkeit, welche Augen, Herz und Hände gegenseitig empfinden und gegenseitig genießen. Da hat jede Tageszeit, der Morgen wie der Abend, einen besonderen Reiz, und die Morgensonne vergoldet und umweht mit dem Schleier der Schönheit und der Liebe die ganze Welt. Aber der Liebe und der Unschuld lauert die Bosheit und Sünde auf und sucht das Erdenglück zu verderben, und das irdische Paradies zu verwüsten. — In der Gestalt der kriechenden Schlange schleicht die Verführung mit einschmeichelnden Verlockungen heran: „Du nennest dich glücklich und bist doch blind gegen das Glück und den Genuß, die dir zu Gebote stehen. — Wozu die Gewissensfragen, was du darfst, und was nicht, was du willst und was du sollst? — Warum soll nur einiges erlaubt, und anderes verboten sein? Steht nicht alles da, ohne Wahl, dem Menschen zu Gebote? Sieh' doch die Weltkinder, wie sie nach allem greifen, wonach es ihnen gelüstet, und sie schwelgen im Genuß und befinden sich wohl dabei.

Warum soll der Mensch etwas entbehren, das die Natur ihm bietet? Genieße, was du kannst; das Leben ist kurz, und nach dem Tode bringt dir niemand etwas nach.“ — So sprach die Verführung, doch noch wachte das bessere Gewissen und wehrte sich gegen die Verlockungen derselben.

Was ist denn das für ein Glück und ein Genuß, das mich noch erwarten sollte? Sollte denn mein Gewissen mich täuschen in dem, was gut und schlecht ist? Sollte das wahre Glück denn nur im Genuße oder nicht auch in der Entbehrung zu finden sein?“

Aber die Verführung wich nicht, und das Begehren nach dem Verbotenen erwachte und wurde von Tag zu Tag immer mächtiger. Man sah die Mitmenschen jubeln und lachen und sich lustig machen über das Gewissen und das Gewissenhafte und hörte sie die Gottheit und die Moral ver-spotten. Es kämpften das Gute mit dem Bösen, die Tugend mit dem Laster. Der Widerstand des Willens gegen das

Böse wurde schwächer bis endlich auch das Gute die Annäherung des Bösen nicht mehr vermied.

Schließlich ergab auch der Tugendhafte sich dem Laster und griff nach allem, wonach es ihn gelüstete, ohne danach zu fragen, was erlaubt, und was verboten sei, bis der schwache Mensch endlich, ohne es selbst recht zu bemerken, Sklave seiner Leidenschaften wurde. So lebt er nun Tag aus, Tag ein, und sucht das Leben in Sinnenlust recht zu genießen, indem er immer mehr und mehr sein besseres Gewissen erstickt.

Aber die verbotenen Früchte haben einen schlechten Nachgeschmack und sie sind im Stande das Leben zu verbittern und zu vergiften. — Und so ergriffen auch hier den armen Menschen die Gewissensqualen um sein verlorenes Paradies, und immer mehr und mehr drängte sich die Frage in den Vordergrund, was er wohl durch seine Sinnenlust gewonnen und was verloren hatte.

Da ward alles um ihn her traurig und wüste. Bluthroth ging die himmlische Sonne auf und beleuchtete das wüste und rohe Leben dieser Welt; an Stelle der Liebe und Freundschaft, der Genügsamkeit und Ergebenheit erblickte man Wollust und Selbstsucht, Habsucht und Eigendünkel, und die armen Menschen ahnten nicht, daß sie ihr Seelenheil veräußert hatten, denn sie waren verstockt und verhärtet durch ihr sinnliches, rohes und selbstsüchtiges Leben.

So verblendet lebten die Menschen weiter, nur nach Befriedigung ihrer sinnlichen Gelüste haschend, ohne im Stande zu sein zu unterscheiden, was gut und schlecht, was edel und gemein, was erlaubt und was verboten sei. Aber sehr lange konnte das wüste Treiben nicht andauern, denn auch das Gewissen erwachte endlich wieder, und mit den nun entstandenen Gewissensqualen entstand auch eine bessere Einsicht und die Reue. Freilich macht das Klagen und Jammern das Geschehene nicht ungeschehen; die Vergangenheit giebt nichts zurück, wohl aber überliefert sie der Zukunft das Schuldbuch

unserer Thaten, und nichts bleibt ungerächt vor der ewigen Gerechtigkeit.

„Was war ich, was bin ich, und was wird aus mir? Ihr Himmelsgüter und Tugenden, wo seid Ihr geblieben, und warum habt Ihr mich verlassen? Was ist das Glück ohne Euch, was ist das Fagen nach Lebenslust und Genuß gegen ein reines Gewissen, gegen Pflichtbewußtsein und Ergebenheit? Zwei Wege standen mir offen: hinauf zum Himmel oder hinab zur Hölle; ich habe die himmlische Glückseligkeit vergeudet und muß nun zur Strafe die Höllenqualen in mir ertragen.“

Solche und ähnliche Klagen werden oft hörbar, wenn es leider schon zu spät ist, aber wohl den reuevollen Empfindungen, denn sie können den Verlorenen auf den Weg der Besserung führen. Das Schuldbewußtsein ist ein Zeichen, daß der Mensch doch noch das Gute vom Schlechten zu unterscheiden im Stande ist.

Die Seele schwingt sich aus ihrer verzweiflungsvollen Lage empor und vernimmt die versöhnende Kunde: „Dir ist der Weg zum Guten offen; deine Sünden sind dir vergeben, wenn du sie bereuest und entschlossen bist, künftig nicht mehr zu sündigen.“ Nun ist die Sehnsucht nach dem Endziele desto größer, denn was die Welt nicht mehr bietet, das giebt reichlich jenseits die selige Ruhe.

Das Labyrinth des Lebens hat viele, falsche und rechte Wege; wie leicht kann die arme Seele sich darin irren, indem sie dasjenige, das in ihrem Innern ruhen sollte, von außen sucht. Eine mächtige Sehnsucht treibt den Menschen hinaus, das verlorene und ihm längst verschwundene Paradies zu suchen und zu finden: „Er ist ein Fremdling, er wandert aus, und sucht ein unvergänglich Haus.“

Und der arme Mensch irrt umher von Licht und Schatten, von Wahrheit und Irrthum geleitet und verleitet, und sucht doch zum wahren Ziele zu gelangen, ein jeder nach seiner Art; der Eine sucht mit Bittern und Wangen von außen, was er in seinem Inneren nicht findet, und der Andere ist sich

seiner Menschenwürde bewußt; der Eine wendet den sehnsuchtsvollen Blick ferner Vergangenheit oder einem besseren zukünftigen Leben zu, und der Andere fühlt sich als Mittelpunkt seiner Welt, sucht sich die äußere Welt zu gewinnen und strebt nach Einklang, Harmonie und Einigkeit, somit die ewige Seligkeit erwartend. In jeder Lage kann der arme Mensch sich irren, jedoch ein guter Wille und ein überzeugter Glaube irren nicht, sondern sie führen den Menschen immer zum sicheren Ziele, wenn auch auf verschiedenen Wegen.



Der Mensch und der Egoismus.

Jedes Sonnensystem hat seinen harmonischen Zusammenhang, jeder Weltkörper sein Centrum, und jeder Mensch ist der Mittelpunkt seiner Welt.

Die Erde beherbergt viele lebende Wesen und darunter den Menschen, der sich die größten Rechte anmaßt und mit Recht, denn er ist ein denkendes, und somit Gott ähnliches Wesen.

Es giebt gute und schlechte, aufopfernde und selbstsüchtige Menschen, aber in einem gewissen Sinne ist jeder Mensch, selbst der edelste nicht ausgenommen, egoistisch veranlagt, und er kann nicht anders sein, denn er ist der Mittelpunkt seiner Welt. Daß es so ist, übersehen wir so leicht, denn wir lieben eher Wohlthaten zu erweisen, als unsere Pflichten zu erfüllen. Man glaubt leicht den Nächsten zu lieben und sich selbst zu übersehen; eben so leicht glaubt man nur für seine Mitmenschen zu arbeiten und zu wirken, oder ihnen Wohlthaten zu erweisen und sich ihnen zu opfern, wobei man doch selber sich der erste und nächste bleibt und ist. Daß der Mensch alles, was er thut und opfert, vor allen Dingen sich selber thut und seinem Willen opfert, bemerkt er kaum. Die Thaten sind aber schön, und dieser edle Egoismus, der sich im Streben danach, etwas Gutes thun zu können, äußert, muß einem jeden Menschen, auch dem Edelsten, bei all seinen Selbstverleugnungen immer inne wohnen als Selbstbe-

wußt sein dessen, was er thun und wirken kann. Er darf Freude empfinden im Bewußtsein und in der Erkenntniß des Guten, das er zu thun im Stande ist, und das Gott durch ihn wirkt, sonst ist und bleibt er auch bei all seinen Wohlthaten nur ein gleichgültiger Mensch und ein gefühlloses Werkzeug.

Nicht ohne Interesse dürfte es sein dieses menschliche Selbstbewußtsein hier durch folgende Beispiele näher zu beleuchten: der gute Reiche sieht z. B., eine Unternehmung scheitern, weil die Mittel des Unternehmers erschöpft sind; er trachtet nicht danach, wie der Habgültige, solche Gelegenheit zu seinem Vortheile auszunutzen, sondern er hilft aus seinen eigenen Mitteln die gute Unternehmung des armen Unternehmers weiter zu fördern.

Bald hat er die Freude das unternommene Werk zu allgemeiner Befriedigung und Anerkennung in nutzbringender Thätigkeit zu sehen; wahrlich, es empfindet der edle Förderer des Guten dabei ein viel höheres Glück, als der unthätige Zuschauer, oder gar der Habgültige, der auf dem Ruin der Anderen sein Glück aufzubauen sucht. Oder wiederum, der Reiche sieht einen strebsamen jungen Menschen, der in irgend einer Wissenschaft oder in der praktischen Anwendung derselben sich ausbilden will, dessen Mittel und Kräfte aber so erschöpft sind, daß es ihm unmöglich ist sein Ziel zu erreichen. Der gute Reiche hilft ihm weiter, und in wenigen Jahren gelangt der hoffnungsvolle Jüngling zum Ziel seiner Thätigkeit und kann sich seinen Mitmenschen nützlich erweisen. Die größte Genugthuung und Freude an dieser schönen That hat wiederum der edle Förderer des Guten; würde er dieselbe Freude daran empfinden, wenn ein anderer statt seiner die nützlichen und wohlthätigen Werke fördern würde? Freilich würde er auch dieses mit Freuden begrüßen, doch nicht mit einer solchen Befriedigung, als wenn er selbst solches zu thun im Stande ist. Nicht immer gelingt es den guten Bestrebungen einen glücklichen Erfolg zu erzielen, aber der rechtschaffene Mensch erträgt auch das Mißlingen oder das Mißachten seines guten Vorhabens und Willens und ist dennoch bereit seinen Mit-

menschen mit Rath und That beizustehen; er thut es, weil er es nicht anders kann, weil er es so will.

Ein König z. B., sieht das Elend seiner Unterthanen, und es betrübt ihn; zugleich aber, leuchtet ihm eine Freude auf im Bewußtsein ein König zu sein, der im Stande ist, seinen Unterthanen zu helfen. Hätte er dieselbe Freude, wenn ein Anderer, statt seiner, dem Volke helfen würde?

Die Könige und Herrscher dieser Welt können viel für die Menschheit thun, aber oft wird von ihnen mehr verlangt, als sie im Stande sind zu thun. Nicht nur die Herrscher dieser Welt und die großen Geister, sondern ein jeder Mensch kann etwas thun, was ihm Freude macht, und worauf er stolz sein darf, denn die kleine That des Kleinen und Schwachen ist vor der ewigen Gerechtigkeit eben so viel werth, wie die große That des Großen und Gewaltigen.

Der ursprüngliche Brauch jede gute, brave und gerechte That zu belohnen, ist eine schöne Sitte, wenn die Menschen nur im Stande wären in der Ausübung derselben gerecht zu sein, und wohl dem, der die höchsten Belohnungen verdient! Sollte aber jemand dieselben entbehren wollen, und sollte er auch Grund haben die äußeren Zeichen der Anerkennung abzulehnen, so besitzt er sie doch in seinem Innern, denn er hat die Genugthuung, die Beruhigung, daß er seinen hohen menschlichen Pflichten nachgekommen ist. Dieses Bewußtsein kann ihm nichts, weder Neid, Haß noch Verfolgung rauben, denn es birgt sich tief in seinem Innern.

Vertheidigen darf er sich, auf seine Thaten sich stützend, wenn er ungerecht beschuldigt und angegriffen wird, aber nie wird und darf er sich mit seinen Thaten vor der Welt brüsten.

„Deine linke Hand soll nicht wissen, was deine rechte thut.“ — Das heißt: „Zeige nicht vor der Welt deine Thaten, aber empfinden darfst du sie in deiner Seele.“

Zu bedauern sind diejenigen, die ihre Thaten zur Schau tragen, denn dieses beweist ihre Flachheit und Eitelkeit; ebenfalls zu bedauern sind auch diejenigen, welche nichts bei

dem empfinden, was sie thun, denn da herrscht bei solchen entweder Gleichgültigkeit oder Abgestumpftheit. Nur eine freudig bewußte That, Opfer oder Gabe kann vielfachen Zweck und Segen haben und kann von den Mitmenschen freudig empfangen werden, denn nur, was mit Freuden gegeben wird, kann mit Freuden empfangen und genossen werden.

Der Egoismus ist zweierlei Art:

1. Das Bewußtsein und die Erkenntniß seiner Würde und Thaten.

2. Eitler Ehrgeiz und gemeine Gewinnsucht.

Freilich ist es einem jeden überlassen als Narr oder als Weiser zu erscheinen, auch ist es freilich schwer sich selbst zu kennen, denn die klügsten Gedanken grenzen oft an Narrheiten.

Das haben schon die alten Weisen eingesehen und gelehrt: „Mensch, erkenne dich selbst!“

Aber, wenn wir uns auch hier und da irren sollten, so stört uns dieses doch nicht das Gute zu wollen und nach Wahrheit zu streben!

Ja, der Mensch ist Irthümern ausgesetzt; bald erhebt er sich zu himmlischer Herrlichkeit, und wiederum, bald sieht er sich als Atom, als Staub, als ein Nichts. Dieses dürfte als ein Zeichen gelten, daß das Große und das Kleine eng mit einander verbunden sind, und wohl einander bedürfen. Himmel und Erde, Gott und Mensch, der Schöpfer und seine Geschöpfe, sie bedürfen einander, und spiegeln sich ab in einander. Schön ist's zum Himmel emporzublicken, wo der Unerfaßbare, Ewigschaffende thront; schön ist es das Bewußtsein, die Fähigkeit zu besitzen, Gottes Allmacht bewundern zu können, so weit die Sehkraft reicht. Und wenn der Staub vom Staube, der Mensch ein verschwindend kleines Wesen des Weltalls froh und selbstbewußt sich fühlt und empfindet, wie viel Freude muß der Schöpfer an seinen Geschöpfen haben!

Der Mensch ist sich seiner Nichtigkeit gegenüber Gottes Allmacht, gegenüber der Welt und des Weltalls bewußt, ein verschwindendes Wesen, ein Staub, ein Nichts. Jedoch freut

er sich in dem Bewußtsein ein Theil des Ganzen, ein Geschöpf des Schöpfers zu sein, er fühlt sich glücklich, erhoben bis in den siebenten Himmel, und fühlt die Nähe des ewig schaffenden Geistes, seines Schöpfers.

Das Bewußtsein seiner Nichtigkeit, wie auch dasjenige seiner Kraft muß wohl da sein, jedoch das zu viele Verweilen unten oder oben, sich zu viel erniedrigen oder zu viel erhöhen hieße in Extreme verfallen, darum dürfte es wohl rathsam sein, sich den Mittelstand zu seinen Betrachtungen zu wählen, um wie hinauf, so auch hinunter schauen zu können; hier, zwischen Hoch und Niedrig dürfte der Standpunkt sein, wo der Mensch wiederum unter seines gleichen sich selbst und seine Umgebung betrachtet. Drei Stufen der menschlichen Bestrebungen werden da sichtbar: die Bestrebungen der Nothwendigkeit, der Unternehmung und der Opferwilligkeit.

Vor allen Dingen ist es die Nothwendigkeit, welche den Menschen zwingt für seine Selbsterhaltung zu kämpfen; und der willkürliche Trieb für sich selbst läßt wenig Mitgefühl übrig, um mit anderen gleichzeitig die Pfade zu ebnen; ein jeder drängt sich da vor, ohne irgend welche Rücksicht auf die anderen. Die Nothwendigkeit und die Gewinnsucht leiten da die Bestrebungen; ein jeder sucht zu gewinnen, aber niemand will verlieren. Das ist die niedrigste Stufe des menschlichen Egoismus.

Bei geordneteren Verhältnissen, wo die Menschen mit, für und durcheinander arbeiten, leben und wirken, erscheinen schon die Bestrebungen wohlwollender und einander ergebener, und ist somit der Egoismus ein wenig verschleiert. Auf der dritten Stufe aber herrscht allein nur die Wohlthat und die Selbstaufopferung.

Auf jeder Stufe und in jeder Lage des Lebens findet der Mensch den Weg „aufwärts“ immer frei, wenn ihm auch der Abgrund oft entgegen gähnen sollte. Glücklich ist derjenige zu schätzen, der auch in gedrängtester Lebenslage seine Menschenwürde sich rettet, und derjenige, der in geordneten

Lebensverhältnissen gerecht ist, wie auch derjenige, der bei seinen Wohlthaten sich selber nicht vergißt.

Schwer fällt es dem Menschen sich selbst zu verstehen, und seine eigenen Schwächen einzusehn. Er liebt Wohlthaten zu erweisen, übersieht aber leicht seine Schulden zu bezahlen, d. h. seinen Pflichten nachzukommen. — Sieht der große Unternehmer seine Untergebenen wohlgestellt sodasß sie lebensmuthig und thatkräftig für ihn arbeiten und seine Werke fördern, so glaubt er leicht schon ein Wohlthäter zu sein, auch dann, wenn sein eigenes Vermögen dabei immer wächst; Er merkt es kaum, daß er vor allen Dingen sich selber, und sodann, wenn er gerecht ist, auch den anderen und der guten Sache förderlich sein kann. Der kluge Wirth nimmt von seinen fleißigen Bienen immer nur so viel, wie viel dieselben entbehren können, damit dieselben auch ferner im Stande sind dem guten Wirthes lebensfreudig zu dienen und ihm den süßen Saft einzusammeln.

Und die hochgeehrten Wohlthäter der Menschheit, welche sich selbst gänzlich zu übersehen scheinen, um nur für die Menschheit zu leben und zu wirken, welche im Stande sind ihr Vermögen unter die Mitmenschen zu vertheilen, ohne besondere Rechenschaft darüber sich selbst zu geben, welchen Nutzen dieses der Menschheit bringt! Und doch lebt der Mensch vor allen Dingen erst für sich, und dann für die Mitwelt, denn er ist der Mittelpunkt seiner Welt. Und wo es nicht der Fall ist, und wo er nicht die Genugthuung hat mit innerer Ruhe und Zufriedenheit sich seiner Thaten zu freuen, da ist er zu bedauern, da sind seine Empfindungen weder frei noch fröhlich; über solche Unnormalitäten kann ferner hier nicht mehr die Rede sein.

Und die Bedrängnisse des Lebens, das sind die höchsten und härtesten Prüfungen das Edle vom Gemeinen zu unterscheiden und zu retten. Schwer ist es im stürmischen Meere, Lebensgefahren ausgesetzt, noch seiner Mitmenschen zu gedenken, und schwer ist es in hartem Kampfe gegen seine Mitkämpfer gerecht zu sein, wie auch auf gefährvollen Wegen

die Tugend zu üben. Jedoch verlangt dieses die heilige Pflicht, das bessere Gefühl und die Moral. Wohl dem, der in allen Gefahren des Lebens seiner Pflicht treu bleibt und auch nie vergißt, daß sein Nächster ebenso der Mittelpunkt seiner Welt, wie er es für sich selbst ist: „Liebe deinen Nächsten, wie dich selber.“ Wenn aber jemand glaubt, daß er die anderen mehr liebt, als sich selber, so irrt er und kennt sich selber noch nicht. Er kann Wohlthaten ausüben, aber wohl bewußt, daß er sie, und warum er sie ausübt; und wenn er auch sein Leben opfert, so thut er es, weil er es so will, er opfert sich vor allen Dingen seinem Willen. Thut der Mensch dieses aber ohne Selbstgefühl und Selbstbewußtsein, nun, dann ist er nicht normal.

Oft scheint es uns wohl so, daß der Mensch mehr nach außen als nach innen lebt, daß er die anderen mehr, als sich selbst liebt, jedoch gehört er vor allen Dingen sich selbst an. Freilich müssen seine inneren Empfindungen von außen erwidert werden, freilich muß seine innere Welt in der äußeren Welt Anklang finden. Kein wohlgesinnter Mensch fühlt sich bei Wohlthaten anderer so glücklich als dann, wo er selbst die Wohlthaten auszuüben im Stande ist. Niemand freut sich über das Liebesglück anderer so, wie über eigenes Liebesglück. Wäre es nicht so, so würde dem Menschenbeglückter ein gutes Werk anderer eben so viel Freude bereiten, wie sein eigenes Werk, und er würde eben so glücklich sein, wenn ein anderer, statt seiner, seine Inniggeliebte heimführte.

Erst kommt der Mensch selbst, dann die Seinigen, und dann seine Heimat, sein Vaterland.



Patriotismus und Internationalismus.

Schön ist die Heimat, schön das
Vaterland und nicht minder schön ist
die ganze Welt.

Die Stätte, wo der Mensch das Licht der Welt erblickt, ist ihm lieb und werth, hauptsächlich der Jugend, und demjenigen, die nicht weit aus der Heimat hinaus gekommen sind.

Jeder Weg und Steg, jeder Baum und Hügel seiner Heimat hat für das Kind einen besonderen Reiz. Da sind der Frühling, wie auch der Herbst, das Entfalten der Knospen, wie auch das Fallen der Blätter interessante Erscheinungen, der Sommer und sogar der Winter willkommene Gäste.

Schön ist die Heimat schön das Vaterland! Schön ist der Frühling in seiner Unschuld, und schön der Sommer in seiner ersten Entwicklung!

Der Mensch hat seine Altersstufen, die Menschheit gleichfalls, und der Patriotismus dürfte wohl mit der Jugend und dem zartesten Alter der Menschheit zu vergleichen sein. Empfindungen sind schon wach, wenn die Gedanken noch schlummern, und mit Recht spricht Schiller einen tiefsinnigen Gedanken aus, indem er einen Weltbürger in seinem zartesten Alter betrachtet:

Glücklicher Säugling! Dir ist ein unendlicher
 Raum noch die Wiege,
 Werde Mann, und es wird Dir eng die un-
 endliche Welt."

Der Horizont der kindlichen Betrachtungen ist beschränkt, im Schoße der Mutter ist seine Welt, es genügt zu seinem Glücke, wenn die Mutterliebe ihm entgegenlacht.

Die Liebe der Mutter altert jedoch nicht mit der Person, sondern sie begleitet und folgt dem Kinde auch in erwachsenem Zustande und in älteren Jahren; so sei und bleibe die Mutterliebe auch dem Kinde heilig, wie das Leben selbst!

Die Bedürfnisse und die Empfindungen des Menschen sind jedoch sehr verschieden bei dem Kinde und bei dem Erwachsenen.

Was dem Kinde die größten Freuden bereitet, ist dem Alter oft nichtig und kindisch, und was dem Erwachsenen schön und herrlich erscheint, ist dem Kinde oft nüchtern und langweilig. Das Kind kann sich schon an dem allereinfachsten Spielzeuge, das man ihm überläßt, entzücken und freuen, — (das heißt, wenn das Kind nicht schon mit zu vielen Geschenken übersättigt, und so der Reiz der Empfindung verdorben ist). — Oft scheint es dem Erwachsenen unbegreiflich, daß das Kind an einem unbedeutenden Gegenstande sich so sehr freuen und entzücken kann, hauptsächlich dann, wenn die Gabe von den geliebten Eltern kommt. Wohl ähnlich, wie dem Kinde seine kindlichen Freuden, kann auch dem Erwachsenen jedes, auch das geringste, ihm Vortheil versprechende Ereigniß Freude bereiten, (wenn seine Empfindungen nicht schon im Reichthum und Überflusse abgestumpft sind). Auch kann das Kind die Interessen des Vaters nie recht verstehen, das Reifen des Kornes und Gedeihen des Viehes z. B., (wie auch die geschäftlichen Angelegenheiten überhaupt) haben für das Kind keinen Werth, und es würde lieber wünschen, daß die schönen, bun-

ten Blüthen sich nie zur Frucht wandelten, und die kleinen Schäflein nie groß werden sollten.

Wirft man nun einen Blick auf die Altersstufen der Menschheit so dürfte uns ein ähnliches Bild, wie bei dem einzelnen Menschen entgegentreten. Arm an Erfahrungen und Kenntnissen, jedoch reich an Gefühl und Empfindungen mag wohl der Kern der Menschheit sich gebildet und entwickelt haben. Eng und beschränkt schlossen die Gesellschaften und hauptsächlich nur die Familien sich an einander, um sich gegenseitig zu schützen und gegen die Hindernisse des Lebens gemeinschaftlich zu kämpfen. Diese Anhänglichkeit war in engstem Sinne ihr Patriotismus. Schon die ursprüngliche Anhänglichkeit und die kindlichen Bestrebungen in den beschränkten Verhältnissen besaßen eine ungeheure Kraft zum Fortschritt und zur Entwicklung der Menschheit in sich. Die Menschen hielten innig zusammen, erweiterten ihren Kreis und wurden stärker, thatkräftiger.

Die ursprünglichen Wohnstätten der Menschen, welche von Natur aus wohl paradiesisch schön und friedlich genannt werden konnten, waren jedoch nie sicher, und die Menschen hatten zu kämpfen gegen die Elemente, gegen wilde Thiere, wie auch gegen die Mitmenschen selbst. Bei beschränkter geistiger und moralischer Entwicklung, auch von Noth gezwungen, überfiel oft eine Familie oder Gesellschaft die andere, zerstreute oder vernichtete sie und eroberte somit das, was zu erobern war. Ihr Patriotismus entwickelte sich immer weiter, indem sich ihre Macht auf dem Ruin Anderer aufbaute. Es war ihnen oft nur um die Erhaltung ihres Lebens zu thun, und um sich selbst und ihre Angehörigen vor den Angriffen und Überfällen Anderer zu schützen. Erst nach und nach vereinigten sich die Familien und kleineren Gesellschaften, erweiterten sich zu größeren Kreisen und bildeten sich schließlich zu Staaten aus. Da hatten die Menschen wohl im Patriotismus die Kraft gewonnen für's Vaterland zu leben und zu sterben. Der Patriotismus hat eine große und gewaltige Vergangenheit und ist auch noch mächtig in unseren

Tagen; er ist die Wiege vieler Tugenden und der Erzieher der vaterländischen Helden. In ihm erwachten die Vaterlandsliebe, die Poesie und die Kunst, und entwickelten sich weiter. Das ist die Vergangenheit des Patriotismus, aber alles hat seinen Anfang und sein Ende, und so auch die patriotischen Bestrebungen. Der Patriotismus gehört der Jugend der Menschheit an, er reicht wohl auch weiter über die Jugend hinaus, jedoch werden in Zukunft den patriotischen Helden keine Vorbeeren mehr wachsen. Die Jugend ist schön, doch das reifere Alter ist nicht weniger zu schätzen. Fühlt und empfindet die Jugend eigentlich nur für ihre nächste Umgebung, so erweitert sich der Horizont im reiferen Alter, über die ganze Welt. Schon in den letzten Jahrhunderten hat es Männer genug gegeben, deren Gesichtspunkt weit über die heimatlichen Grenzen hinausragte und denen jede beschränkte Denkungsart fremd war. Es hat Denker und Poeten genug gegeben, die nicht mehr für's Vaterland allein gedichtet und getrachtet, sondern die für die ganze Menschheit gesungen haben. Schon giebt es Menschen genug, welche dem Kriege und seinen Rüstungen keine freudig erwartungsvollen Hymnen mehr singen, sondern welche dem Menschen-schlachten im Kriege (wo solches in unserer Zeit noch nothwendig sein sollte) mit Bedauern und Klagen begegnen, und solche sind wahrlich nicht die schlechtesten Vaterlands-söhne.

Der Patriotismus muß dem Internationalismus weichen, die Rechnung seiner Tugenden in der Vergangenheit suchen, und einer besseren Einigkeit in der Zukunft den Weg freihalten. Schon die Verkehrsmittel unserer Zeit werden dazu beitragen daß die Nationen sich gegenseitig kennen und schätzen lernen, und jede Engherzigkeit und alle einseitigen Betrachtungen vermeiden.

Man braucht nicht zu fürchten mit den schönen patriotischen Empfindungen viel zu verlieren, denn unser Hauptaugenmerk muß zeitgemäß sein, wenn unsere Zeit vortheilhafte Erfolge hinterlassen soll.

Wer gewinnen will muß auch verlieren lernen, denn aus solcher Abwechselung besteht ja die Weltgeschichte.

Mit den patriotischen Empfindungen verlieren wir wahrlich nicht viel; und wenn wir auch etwas von der inneren Wärme verlieren sollten, so gewinnen wir dafür an Licht und Wahrheit. Die allgemeine Freiheit mit ihrem Licht und Schatten müßte kommen; und wie die Sklaverei der Freiheit, so muß der Patriotismus dem Internationalismus weichen. Dieses ist auch zu den Bedingungen des ewigen Friedens nothwendig, welche Frage gerade jetzt in unserer Zeit so sehr hervorgetreten ist.

Ein guter Vaterlandssohn muß auch ein guter Mensch sein, und darin immer sich klarere und klarere Vorstellungen schaffen, daß eine jede Nation ihr Vaterland hat, und daß ein jeder Fremde sein Vaterland eben so lieb haben muß, wie er das Seinige hat. „Schätze und liebe den Nächsten, wie Dich selbst, und die Nation des Nächsten, wie Deine eigene.“ Nur dann kann die Einigkeit gedeihen, und die patriotische Engherzigkeit, wenn auch nach und nach, verschwinden.

Die patriotischen Säger stimmen sodann ihre Leier etwas höher und singen ihre Hymnen der ganzen Menschheit.

„Schön ist das Vaterland
Schön ist die Welt!“



Die kleinen und grossen Staaten.

Herrschen und gehorchen verlangt
die Heilige Ordnung. Der größte
Herrscher beherrscht sich selber, und
regieret mit Gerechtigkeit.

Die Ordnung der Welt hat sich viel verbessert und verbessert sich immerfort, strebt zum Frieden, zur Vollkommenheit.

Eine herrliche Idee, nach Vollkommenheit zu streben; wenn das Ziel auch unerreichbar bleibt, denn ganz vollkommen kann in dieser Welt nichts sein und auch nichts werden.

Wie der einzelne Mensch Irrthümern ausgesetzt ist und mit seiner Willenskraft viel, wenig oder gar nichts ausrichten kann, so ist auch jede von den irdischen Regierungen von einer unsichtbaren Macht abhängig. Groß sind die Pflichten eines jeden Menschen, und noch größer die Pflichten derer, von denen Millionen von Menschen abhängig sind. Die Regierung hat ihr Reich von zwei Seiten zu bewachen, von Innen und von Außen, und es kommt ungeheuer viel darauf an, auf welche dieser Seiten mehr Gewicht gelegt wird. Alles ist veränderlich, und jede Regierung kann in Macht und Bedeutung zu- oder abnehmen, je nachdem, ob mehr oder weniger mit gewaltsamen oder friedlichen, mit natürlichen oder unnatürlichen Mitteln regiert und gestrebt wird.

Wie der Mensch und sein Wille der Mittelpunkt seiner Welt und seiner Betrachtungen ist, so bildet auch jede Re-

gierung ihren Mittelpunkt für sich, und das Übrige kann, mehr oder weniger, nur ihren Zwecken dienen.

Niemand will in dem Weltgedränge zurückbleiben, sondern sucht vorwärts zu kommen, und so kam es oft zu den blutigsten Kriegen, die mit „Sein oder Nichtsein“ endigten. Reiche entstanden, andere gingen zu Grunde, und so wechselt es ab bis zu unseren Tagen. Es gab oft Gewaltherrschaften; der gewaltige hatte Recht, und der Schwache mußte dem Starken weichen; so geschah und so geschieht es noch in unseren Tagen und in einer Hinsicht mit Recht, denn nicht der Schwache, sondern nur der Starke kann regieren; „Schwimme, wer schwimmen kann, wer plump ist, geht unter.“

Gewaltsame Mittel können ja nicht mehr für unsere aufgeklärte Zeit passen, und man sucht Uneinigkeiten auf friedliche Weise zu schlichten so, daß der Schwache und der Starke gleiche Rechte haben. Wann der Friedensengel auf unserer Erde einzieht, wie lange militärische Macht menschliche Uneinigkeiten noch gewaltsam schlichten soll, hängt freilich von den Politikern und dem Schicksale ab. Ich erlaube mir nur einige Erwähnungen über das individuelle Verhalten der einzelnen Regierungen gegen einander und über die Möglichkeit des Friedens. Vor allen Dingen einen Blick darauf, wie die verschiedenen kleinen und großen Nationen, Staaten und Regierungen sich gegen einander verhalten und wie sie sich verhalten sollten, denn in jedem Falle wäre da für das gegenseitige Wohl besseres gegenseitiges Verständniß und intimeres Entgegenkommen nothwendig. In alten rohen Zeiten waren die Menschen schlecht, weil sie roh waren, und jetzt, wo sie gebildet und aufgeklärt sind, sind sie ebenfalls schlecht, oder noch schlechter; man sagt, es fehlt ihnen die Herzens- oder die Gemüthsbildung. Ja, von wo sollte sie wohl herkommen, wenn sie fehlt? Und könnte sie wohl jemand geben, der sie nicht hat? Jedes Individuum kann die Herzensbildung fördern und erweitern, aber nur dann, wenn es an sich selbst den Anfang macht und im Stande ist seine Willenskraft richtig zu lenken und zu regieren. Und

so, z. B., wie mit den einzelnen Menschen, dürfte es wohl auch mit den Regierungen der Fall sein in kleinen und großen Verhältnissen.

Erstens bemerkt man fast bei allen Regierungen den mehr oder weniger gewaltsamen Drang nach außen, und ebenso von außen die gewaltsamen Gegendrohungen, und so schüchtern sich die Regierungen denn gegenseitig ein.

Schlimmer ist es, wo die feindlichen Gesinnungen nicht nur außerhalb des Reiches, sondern auch im Reiche selbst herrschen, und wo das Friedensbedürfnis fehlt.

Wohl ist die Politik viel entwickelter, sie ist aber auch complizirter, als vor Jahrhunderten. Früher sah' man weniger darauf, wann oder wie die benachbarten Staaten in Konflikte gerathen waren, und wie sie dieselben wieder geschlichtet hatten.

Jetzt sehen die Politiker schon aus weiter Ferne, wenn eine Regierung sich gegen die andere rühren sollte, und berechnen schon voraus, welchen Erfolg irgend ein Zusammenstoß zweier Gegner haben, und wie die Interessen im Allgemeinen sich dadurch entwickeln könnten. Einer schaut auf den Anderen, und Einer fürchtet den Anderen, und so acceptirt man scheinbar die Friedensbedingungen, welche so manche denkenden Geister schon längst projectirt haben.

Ein solcher Friede ist schwer und drückend, aber jedenfalls leichter und moralischer, als das Menschen Schlachten im Kriege.

Das bewegliche und veränderliche Leben in der Politik ist von tausend Ursachen abhängig, und es kommt hauptsächlich darauf an, wie die Ereignisse sich entwickeln, was die Menschen zu den Ereignissen beitragen, und wie gut oder schlecht, wie natürlich oder unnatürlich sie ihre Thaten fördern.

„Gewalt regiert die Welt“, und die gewaltsamen Kriege hatten es schon so weit gebracht, (wie die Weltgeschichte zu erzählen weiß), daß mehr als ein mal schon von einer Welt-herrschaft die Rede sein konnte. Aber alle gewaltsamen Thaten

konnten nicht zum angestrebten Ziele führen, und das Blut von vielen Tausenden war vergebens vergossen worden.

Mehr Gefahr und Veranlassung gab es da zum Kriege, wo die Kräfte ungleich waren, und wo gewöhnlich dann die schwächere Kraft leiden mußte. Jedes kleine Reich stand in Gefahr, bis es von einer großen Regierung endlich überwältigt und erobert wurde.

Diese gewaltsamen Kriege nehmen nun nicht mehr ihren natürlichen freien Lauf, sondern sie werden von unserem friedensliebenden Zeitalter bewacht, gehemmt und gehindert, theils aus wahren Friedensbedürfnisse, theils aber künstlich und zwangsweise, wo eine Gewalt die andere drohend hemmt. Eroberungskriege dürften wohl noch kaum vorkommen, und die kleinen Nationen und Reiche dürfen nur noch unter dem Schutze und der Oberherrschaft großer Regierungen sein; schon ein großer Schritt dem Frieden näher! Die Menschen können schon sicherer sein, daß nicht irgend ein Eroberer wie der Blitz aus heiterem Himmel Land und Leute vernichtet.

Und die kleinen Nationen können im Schutze der großen ihre Sitten und Gebräuche und ihre Religion beibehalten. Aber das Licht bringt oft seine Schatten mit, und besonders da, wo das Licht künstlich hergestellt ist. Früher wurde hauptsächlich nur von einer Seite gefehlt, und zwar von Seiten der Gewaltigen, jetzt ist das Fehlen oft beiderseitig, und ist dasselbe desto empfindlicher, wenn die äußeren Formen der inneren Ruhe und Einigkeit nicht genügen können.

Kleinere und große Regierungen stehen oft in immerwährender Unzufriedenheit mit einander; dieser Zustand ist oft gefahrdrohend für die allgemeine Ruhe, und die kleinste Bevölkerung kann einen großen Krieg veranlassen, wenn sie mit ihrer Oberherrschaft nicht einig und zufrieden ist, oder nicht recht weiß, zu wem sie sich halten soll. Oft wird ein kleines Volk als Zankapfel benutzt, es wird aufgehetzt, um sodann unter dem Scheine der Gerechtigkeit die Streitart heben zu können, welche man dann oft zu ganz anderen Zwecken gebraucht, als wie es auf dem angegebenen Programme stand.

Außer diesen politischen Speculationen giebt es noch verschiedene Ursachen zu Mißverhältnissen und Uneinigkeiten, so z. B., wenn der Große den Kleinen zu unterdrücken oder zu beschränken sucht, sei es in Religion, Sitten und Gebräuchen, oder sei es mit Abgaben vom Besizthum, Einnahmen u. s. w. Aber auch andererseits fehlt man, und zwar: wo es an besserer Einsicht für die Einigkeit mangelt; z. B. Mangel an Achtung für die Oberherrschaft, ein aufrichtiges Entgegenkommen, dazu aber Einsichtslosigkeit und Gleichgültigkeit gegen den Nutzen und das Gedeihen des Gesamtreiches. Am verwerflichsten ist aber wohl das Kokettiren mit fremden Mächten, denn dieses kann zwei schlimme Seiten haben: erstens, steigende Kälte und Entfremdung im eigenen Vaterlande, zweitens, aber, spannende Verhältnisse mit dem Auslande.

Wie wenig und wie schwer die allgemeine Einigkeit gedeihen will, trotzdem die Verkehrsmittel unserer Zeit die Wege dazu ebnen, ersieht man an folgenden Beispielen. Deutschland hat das langersehnte Ziel seiner Vereinigung erreicht; das Land ist in Folge dessen von innen erstarkt, um gegen äußere Gefahren standhaft zu sein, und hat sich dadurch manche pecuniären Vortheile erworben, aber das frühere gegenseitige Mißtrauen hier und da ist geblieben, und die Unzufriedenheiten im Lande selbst gegen die Centralregierung wollen nicht schwinden. Oft werden in den Ländern der Bundesregierungen Klagen und antipathische Äußerungen gegen die Centralregierung hörbar, und es kommt darauf an, ob die allgemeine Einigkeit im Lande selbst sich zu festigen, oder wieder lockerer zu werden verspricht.

Rußland ist stark, es haben sich ihm viele Völker von verwandten und weniger verwandten Nationen angeschlossen, und sich mit der russischen Regierung vereinigt. Jedoch so manche verwandten Völker slavischen Stammes scheinen noch die intimeren Verbindungen mit dem großen Reiche zu vermeiden, und ihre isolierte Stellung bevorzugen zu wollen. Etwas Kleines, Isolirtes, fürchtet Gefahren, und kann von allen Seiten angegriffen werden, aber ein vereinigtcs Wesen

ist stark und Gefahren und Angriffe dürften ihm weniger drohend und unheilbringend sein.

„Einigkeit macht stark!“ Dieses beweisen Amerika, Deutschland und Rußland; und wenn diese vereinigten Staaten nicht nur gegen äußere Gefahren sich zu schützen wissen, sondern, wenn da auch die innere Ruhe und Einigkeit gedeihen wird, so werden solche große Vereinigungen viel zur Vereinigung der Menschheit und zum Gedeihen des Friedens und des Wohlstandes beitragen.

Geht es aber mit der Vereinigung und der Einigkeit nicht immer nach Wunsch, so sind stets Gründe vorhanden, welche diese Bestrebungen hindern, über solche Gründe und Hindernisse zwischen den großen und kleinen Staaten, sei mir hier noch folgendes zu sagen gestattet.

Nicht immer fesselt uns die Sympathie, die Freundschaft und Liebe und bringt uns zu einer glücklichen Vereinigung, sondern wir müssen dazu nach Kräften beitragen alle Einseitigkeiten zu vermeiden, uns in das Unvermeidliche zu fügen, um nicht kleiner Übel wegen sich noch größere Übel und Gefahren zu verursachen. „Was dem einen recht, ist dem anderen billig.“ Der Kleine sei dem Großen ergeben und gewinne sich so die Achtung; der Große sei großmüthig gegen den Kleinen, und verdiene sich dadurch dessen Liebe. Nur gegenseitige Achtung und Liebe macht stark und bringt Glück und Segen mit sich.

Leider geschieht es nur selten, daß verschiedene Staaten mit einander vollkommen einig und zufrieden sind, und noch seltener da, wo eine Nation oder ein Volk unter dem Schutze oder der Oberherrschaft eines anderen steht. Man klagt über Gewaltthaten, Unterdrückungen, allerlei Rücksichtslosigkeiten in Bezug auf Sitten und Gebräuche der dem Schutze der Regierung anbefohlenen kleinen Nationen. Oft rechtfertigen sich leider solche Klagen, jedoch nicht immer, und oft beruhen die Übel und Unannehmlichkeiten auch auf Gegenseitigkeit, und so manche peinlichen Spannungen stammen aus gegenseitigen Mißverständnissen. Der Große ist mächtig; er kann

viel wirken und Gutes thun; er hat aber auch eine größere Verantwortung über sein Thun und Wirken zu tragen, als der Kleine.

Eine Regierung vereinigter Staaten kann gut und mächtig sein, wenn sie gerecht und einig ist; sie besteht aber aus vielen Staaten, und ist von denselben abhängig. Eine gute Regierung eines Kaisers ist nicht nur vom Selbstherrscher, sondern auch von einem jeden seiner Unterthanen abhängig, denn nur auf gesunden Gliedern kann auch ein gesundes Haupt ruhen.

Die Zeiten sind schon vorüber, da die Regierungen eigenmächtig Gewaltthaten ausübten, wie, z. B. Philipp II. der Grausame Nero, oder a. m.

Nicht der Monarch allein lenkt die Regierung, sondern er stützt sich auf seine Unterthanen, aus der Zahl derer er sich die besten Rathgeber wählt und um sich sammelt, so, daß der freie Bürger, ohne Regierungsforgen, seinen Geschäften nachgehen kann. Ein Reich, aus verschiedenen Nationen zusammengesetzt, erschwert es der Regierung oft sehr ihren Pflichten nachzukommen, und es erfordert eine weise Regierung über andere Regierungsformen die Oberherrschaft zu führen, wie auch gegen solche Provinzen ihren Pflichten treulich nachzukommen, welche schon dem großen Reiche angehören, aber doch ihre eigene Sprache und Religion besitzen.

Jede Nation hält an ihren Sitten und Gebräuchen, an ihrer Religion und Sprache mit einer ungeheuren Zähigkeit fest, und jede Unterdrückung, und alle gewaltsamen Mittel eine Nation mit der anderen näher zu vereinigen, sind mit großen Gefahren verbunden; eine große Regierung, welche ihre Gewalt mißbraucht, und rücksichtslos die kleinen, untergebenen Staaten und Nationen unterdrückt, stiftet nur Unheil und führt zur Uneinigkeit.

Auch die kleinen Staaten und Völker sind nicht unfehlbar, sondern sie geben oft Ursache zur Uneinigkeit. Wie kann ein kleines Volk, welches mit sich selbst oft in Streit und Hader ist, von der großen Reichsregierung Großmuth, Wohlwollen und Güte erwarten.

Sie, die nicht zu regieren, nichts großes auszurichten haben, können nicht friedlich ihre inneren Angelegenheiten ordnen, wieviel schwerer ist es wohl der großen Regierung, die den Frieden aufrecht zu erhalten, und mit der ganzen Welt zu thun hat.

Solange eine kleine Nation mit sich selbst nicht einig ist und ihre inneren Angelegenheiten nicht friedlich fördert, verdient sie auch keine vollkommene Achtung von außen, wenn sie auch sonst praktisch, tüchtig und thätig sein sollte.

Wie kannst Du den Kaiser lieben, wenn Du deinen Bruder nicht liebst? Wie kannst Du von außen Schutz und Frieden erwarten, wenn in deinem Inneren Unfriede herrscht? Kenne Dich selber innerlich und zeige öffentlich, was Du bist. Solange Du nicht würdig vor der Welt auftrittst, verdienst Du auch keine allgemeine Achtung. Auch nützt ein schöner Schein und das Kokettiren nach Außen hin nichts, wenn es im Innern gährt. Es kommt dem Staat, der im Schutze und in der Oberherrschaft des anderen Staates ist, sehr viel auf das gegenseitige Entgegenkommen an, wenn überhaupt ein Staat im Staate gedeihen kann, und wenn beide Regierungen friedlich und einig wirken sollen. Der Nutzen und die Vortheile für die vereinigten Kräfte würden nicht ausbleiben, hauptsächlich da wo es heißt äußeren Gefahren Trost zu bieten.

Wo aber Freundschaft und Güte zur Verständigung und Einigung nicht helfen, da tritt leider die Gewalt auf; jedoch gewaltsame Mittel sind mit Gefahren verbunden und müssen möglichst vermieden werden.

Der Große hat Gewalt, jedoch ist die moralische Gewalt mächtiger, als die physische. Gewaltsame Vereinigungen halten sich schwer, sie sind der Gefahr ausgesetzt, auch gewaltsam wieder gelöst zu werden, jedoch die gegenseitige Verständigung und Sympathie ist bleibend.

Die Pflichten des Kleinen gehen voran, er sei dem Großen ergeben. Nie darf die untergeordnete Regierung dem großen Reiche gegenüber sich gleichgültig verhalten und

erscheinen, sondern sie muß nach Kräften alles thun, um der großen Centralregierung keine Beschwerden zu verursachen, sondern eher nach Kräften der Hauptregierung ihre Aufgabe zu erleichtern suchen. Wie kann eine kleine Nation erwarten, daß die Nation des großen Reiches ihre Religion, Sitten und Gebräuche schätzen soll, wenn sie selbst zurückhaltend und antipathisch der größeren Nation und der Regierung gegenübersteht, Heilig und werth möge einem Jeden seine eigene Nation sein, doch nicht weniger werth müssen ihm auch die Sitten und Gebräuche der verbündeten großen Nation sein, deren Schutz die kleine Nation bedarf. Unfehlbar ist kein Mensch und keine Regierung. Wer mehr oder weniger fehlt, wer seine Sache mehr oder weniger vortheilhaft einzurichten versteht, das kommt hier weniger in Betracht, sondern hier kommt es nur auf einseitiges, tieferes Verständniß und auf einen gegenseitigen guten Willen zweier Nationen an, und dazu kann der Große, wie der Kleine mehr oder minder beitragen.

Wenn die kleine Nation, irgend eine Gewalt vom großen Reiche fürchtend, sie mit Troß abzuwehren sucht, und womöglich nach Außen Verbindungen sucht, um der großen Regierung Regeln vorzuschreiben, da irrt sie sehr und fördert nur die gegenseitige Spannung. Mit Hitze kann Feuer nicht gelöscht werden, sondern es entzündet sich noch mehr. Ein würdiges Entgegenkommen und gegenseitige Ergebenheit einer heiligen Pflicht helfen und wirken viel mehr, als gegenseitige Spannungen und Gewalt. Jede blos äußerliche Verbindung ist ein Zwang, und jede innere Annäherung und Verbindung ist eine Wohlthat für die Menschheit. Wenn eine große Regierung nur eine kleine Nation oder Völkerschaft durch innere menschliche Würde und Wahrung der Moral zugewinnt, so ist der Gewinn tausendmal größer, als durch zehn siegreiche Schlachten die Menschen zu unterjochen. Moralishe Kraft ist größer, als die physische Gewalt.



Krieg und Frieden.

Der Allmächtige hat die Erde den Menschen vermacht: „Herrschet über alles, und beherrschet Euch selbst!“

Der gefährlichste Feind der Menschheit ist der Mensch selbst, denn Tausende von Menschen werden der Menschheit geopfert.

Es scheint, daß die Welt entweder zu klein oder zu groß ist, um friedlich auf ihr wohnen zu können.

In ersterem Falle wäre der gegenseitige Kampf eine instinktmäßige Nothwendigkeit, um sich die Mittel zum Leben zu erkämpfen; bei näherer Betrachtung ist dieses jedoch gar nicht der Fall, und die Erde könnte noch viel mehr Menschen ernähren, als jetzt in unserer Zeit dieselbe bewohnen.

Im zweiten Falle dürfte eine Weltregierung denkbar sein, welche alle die kleinen und großen Staaten umfassen, und so die Menschen vereinigen würde.

Da würden die peinlichen und beschränkten Grenzfragen und engherzigen Bestrebungen verschwinden, und ein jeder Bürger im Staate würde auch, in wahren Sinne, ein Weltbürger sein, aber dazu scheint die Welt zu groß, und die moralische Kraft zur Vermittelung der Vereinigung zu gering zu sein. Der Patriotismus ist noch zu stark, und der Internationalismus zu schwach; viele der Patrioten würden wohl ihrer Patria die Weltherrschaft wünschen, aber niemand von ihnen würde seine isolirten Rechte aufgeben und die-

selben so der Allgemeinheit opfern wollen. Ebenso würde wohl eine jede Nation auch eine Weltsprache wünschen, aber nur dann, wenn ihre eigene Sprache dazu als geeignet erachtet werden könnte.

Also kann die jetzige Weltordnung im Allgemeinen wohl als zeitgemäß erklärt werden, denn jede Zeit hat ihre guten und schlechten Seiten. Der Gedanke sei frei zum Streben, Denken und Arbeiten, jeder Gedankenflug im praktischen Leben jedoch muß zeitgemäß sein, und nur die Phantasie darf sich über Zeit und Raum erheben und uns eine Welt voll ewigen Friedens, voll Glück und Einigkeit vormalen.

Also kleine und große Regierungen bleiben, jedoch, wie steht es mit Krieg und Frieden?

Die Frage ist complicirter und darf man bei derselben wohl einige Seiten zu beleuchten versuchen.

Ist die Atmosphäre zu schwer und drückend, so leidet der Mensch darunter, und er athmet frisch auf, wenn ein Blitz vom Himmel die Wolken durchbricht und zertheilt. Sturm, Gewitter und Regen reinigen die Luft, und der Mensch gewinnt frische Kraft zum Leben und zum Schaffen.

Warum ist aber der Kampf der Elemente, und warum der Krieg der Menschen?

Es ist eine Nothwendigkeit der Natur; sie ist veränderlich, sie schafft, zähmt und veredelt; der Mensch auch, wenigstens zeigt er den Willen dazu. Der Kampf ums Dasein hat den Krieg mit sich gebracht und ihm Zähigkeit gegeben. Nun ist die Zeit schon vorgerückt, und schon lange haben die edelsten Menschen danach gestrebt dem Hinschlachten der Menschen auf dem Kriegsfelde ein Ende zu machen, aber vergebens, es ist ein leerer Ruf in der Wüste gewesen. Auch jetzt in unserer Zeit wird viel vom Frieden gesprochen, gebichtet, und nach ihm getrachtet, aber mit wenig oder gar keinem erfreulichen Erfolge; und wo etwa mit Furcht und gegenseitigen Drohungen der Krieg vermieden wird, da entstehen doch andere Beschwerden und Lasten, welche für die Menschheit oft nicht leichter zu ertragen sind, als der Krieg

selbst. Ein jeder fürchtet den anderen, rüstet und sucht mit drohender Kriegsmacht den Frieden zu erhalten.

Man sucht auch Bedingungen aufzustellen sich gegenseitig zu verpflichten die militärische Macht zu verringern und so die Last zu erleichtern, welche fast für alle Nationen zu drückend geworden ist. Aber alle diese Maßregeln, zu welchen man gezwungenerweise gegenseitig einander verpflichten will, scheinen wenig fruchten zu wollen.

Wäre es nicht besser freiwillig den Anfang zur Abrüstung zu machen? Und wenn eine Regierung die Arbeitskräfte vom Militär zum Ackerbau sendet, da müßte doch die andere Regierung ihre Heere für überflüssig erklären.

Oder gestattet es noch die jetzige Moral einer militärischen Macht eine machtlose Nation anzugreifen? Für's Erste muß eine solche Frage noch unbeantwortet bleiben.

Freilich wird die Frage des ewigen Friedens noch eine Frühgeburt sein, und als eine solche erscheinen, jedoch darf sie nicht für nutzlos, noch für unwillkommen erklärt werden, denn dergleichen edle Bestrebungen sind freudige Erscheinungen; sie entstehen aus wahren Bedürfnisse nach Frieden, und wenn solche Erscheinungen auch als Knospen entstehen und vergehen, so tragen sie doch dazu bei, daß die wahre Blume des Friedens aufblühen wird, wenn auch noch erst in der Zukunft. Eine Schwalbe bringt noch keinen Frühling, aber sie kündigt an, daß der Frühling kommt, und wenn auch noch tausende von Minuten und Stunden dazu erforderlich sein sollten.

Der bleibende Friede wird kommen, und wenn auch tausende von Jahren dazu erforderlich sein sollten. Die Natur verlangt ihre Rechte; der Frost des Winters gestattet nicht den Knospen sich zu entfalten, und die menschliche Engherzigkeit gestattet nicht dem Frieden sich zu gestalten, und sogar manche bisher edlen Bestrebungen müssen sich anders gestalten, damit der Friede walten kann. Manche Lebensadern der menschlichen Gesellschaft versiechen, und andere Strömungen bringen der Menschheit neues Leben und neues Streben.

Der Patriotismus kann die bisherige Mutter der menschlichen Gesellschaft genannt werden, aber er ist auch immer Urheber der Zwietracht gewesen, und so lange noch Patriotismus Bedürfniß der Menschheit sein sollte, kann von ewigem Frieden keine Rede sein, es sei denn ein erzwungener Friede, welcher durch gegenseitige Drohungen aufrecht erhalten wird. — Nur die moralische Kraft, die Großmuth und die internationalen Bestrebungen können die Menschen vereinigen, und sie von den Fesseln des Krieges befreien.

Fast scheint es uns unmöglich, daß irgend welche internationalen Bestrebungen unsere Vaterlandsliebe ersetzen könnten und doch dürfte und müßte dieses wohl möglich sein.

Die Natur verändert sich; vieles unter der Sonne hat sich anders gestaltet, warum denn nicht auch die Natur der Menschheit? Was jetzt noch nicht möglich ist, kann in der Zukunft möglich sein; wir müssen treue Kinder unserer Zeit sein, wohl aber prüfen, was wir wollen und was wir sollen, um den gebührenden Fortschritt nicht zu hemmen, sondern zu fördern.

Schön ist die Vaterlandsliebe, schön ist die Muttersprache, und niemand darf sie leichtsinnig verscherzen. Eine gute und gesunde Nation, und wenn sie auch klein ist, hat noch ein Leben vor sich, eine Zukunft, auch ohne es vielleicht selbst zu wissen. Freilich muß sie sich nothwendigen Falls vertheidigen, und ist sie gerecht, so geht sie nicht zu Grunde, und wenn sie auch von allen Seiten bedrängt werden sollte, sondern sie wird erst leben und dann sterben. Ewig besteht nichts, sondern alles ist dem Wechsel unterworfen, und alles hat seinen Anfang und sein Ende, wie ja auch die Geschichte schon viele Nationen blühen und welken sah. Dieses wäre die fortlaufende und bestehende Idee des Nationalismus und der Muttersprache.

Aber warum soll die schöne Idee sich nicht mit den gebührenden Fortschritten vereinigen, und wenn sie auch eine Reform erdulden sollte, um einer vielleicht noch schöneren Idee Raum zu geben? Warum soll der Nationalitätenhader

nicht verschwinden und einer edleren Bestrebung der Menschheit Platz machen? Freilich helfen da gewaltsame Mittel wenig, und ihre Folgen sind ebenso traurig, wie ein erzwungener Friede drückend und lähmend ist. — Nur die moralische Kraft kann die Menschen vereinigen, und die Wege zum ewigen Frieden ebnen. Das ist die Idee des Internationalismus.

Wir können trotz unserer Bestrebungen uns doch keine rechte Vorstellung davon machen, was die Zukunft bringt, und wie die Dinge sich gestalten werden, denn dieses steht in Gottes Hand und in des Schicksals Macht, jedoch verlangt das Schicksal von uns ein offenes Auge und Herz für alles Gute und Schöne, ob solches im eigenen oder im fremden Hause, ob es in der eigenen oder in einer fremden Nation uns entgegenleuchtet. Die Großmuth, die Bescheidenheit und die Ergebenheit fördern die moralische Kraft viel mehr, als gewaltsame Bestrebungen. Wir geben gerne, was wir haben, und freuen uns, wenn das Unserige auch für den Fremden einen Werth hat; wir nehmen auch gerne von Anderen und fühlen uns dabei glücklich, wo der Geber uns großmüthig gesinnt ist. Das ist der moralische Weg zur Einigkeit und zum Frieden. Erfüllt der Patriotismus den edlen Zweck? Nein! Er hat sich schon überlebt, ist ein Feind des Friedens, hindert das moralische Streben und führt uns auf Rückwege. Der gegenseitige patriotische Ueberschmerz verursacht Spannungen und reizt die Kriegslust unter den friedlichen Bürgern. Das geschäftliche Leben, die Kunst und die Wissenschaft leiden durch diese Spannung und werden von engherzigem Patriotismus in ihrem Fortschritt gehindert, und zwar jezt mehr, als vielleicht je früher.

Noch wenige Jahrzehnte zurück, im Anfang dieses Jahrhunderts, entwickelte und entfaltete die Kunst sich zusehends, da man ihr noch einen internationalen Werth zollte, und jezt, wo eine jede Nation nur ihre eigenen Kunst-Genies haben und erhalten will, scheint die schöne Kunst überhaupt vom Felde der Kunstthätigkeit zu verschwinden.

Nur als Modesache wird die Kunst noch gefördert; jede Nation unterstützt mehr oder minder ihre Künstler, ohne aber näher sich um die Kunstthätigkeit zu bekümmern, und wehe dem Künstler, der genöthigt ist außerhalb der Heimath eine Verwendung seiner Kunstproducte zu suchen, denn internationalen Werth haben zu unserer Zeit nur die vom Zahn der Zeit angenagten antiken Kunstproducte. Etwa vor hundert Jahren traten hie und da Männer auf, deren geistiger Horizont sich weit über die patriotische Denkungsart ausdehnte, und sie haben für die ganze Menschheit gelebt und gewirkt.

Der Deutsche Dichter Goethe, z. B., schuf den Faust zusammengesetzt aus geistreichen Bildern tiefsinnig moralisch-philosophischer Betrachtungen. Und die Musik vom französischen Componisten Gounod zu „Faust und Margarethe“ ist eine Oper voll herrlich entzückender Melodien, nicht etwa nur für Deutsche und Franzosen, sondern die ganze gebildete Welt hat Theil und Freude daran. Welch ein Unterschied ist nun in diesem kurzen Zeitraum von etwa hundert Jahren merkbar? Auffallend und erfreulich ist es, daß in dieser Zeit die praktischen Erfindungen und Künste solche Fortschritte gemacht haben, wie noch nie. Die geistigen Empfindungen und die schönen Künste aber haben leider einen solchen Rückschritt gemacht, daß die Bestrebungen der Künstler in ihren Werken sogar offenbar eine Neigung verrathen, welche rückwärts gerichtet ist zur Urherkunft aller Dinge. Auch an diesem traurigen Rückschritt der schönen Künste trägt die Schuld, wenigstens theilweise, der engherzige Patriotismus. Die allgemeine Konkurrenz auf dem Felde der schönen Künste neigt hinüber zum Soldatenwesen; wenn es so weiter geht, und die schönen Künste noch fester an den Patriotismus gefesselt werden, so bleibt statt entzückender Melodien nur ein musikalischer Geräusch, und an Stelle geistreicher idealer Kunstwerke tritt nur gemeiner Realismus und Karrikatur, von welchen die Mäusen gänzlich entfliehen werden. Dann können die eifrigen Patrioten darüber weiter

streiten, zu welcher Nation dieses oder jenes Genie gehöre, das am meisten im Stande ist mit abschreckenden Zerrbildern die Menschen zu erschrecken.

Es dürfte wohl einleuchtend sein, daß bei einer solchen engherzigen Förderung der Kunst dieselbe nicht gedeihen kann, und daß nur die internationalen Bestrebungen die Kunst erheben und ihr wiederum auch einen internationalen Werth verleihen können.

Und der Zollkampf hat auch seine Folgen, aber welcher Art sind diese Folgen? Tragen dieselben etwas zur Hebung der menschlichen Würde und des Wohlstandes bei? Freilich kommen da große Summen in Betracht, die jedem Lande Nutzen oder Schaden verursachen können. Jede Regierung sucht ihre geschäftlichen Rechte zu schützen und zu vertheidigen, und zugleich sucht auch jede Regierung nur ihre Vortheile zu erweitern, wenig berücksichtigend ob sie solche Vortheile nicht auf Kosten anderer erzielt und so den anderen Schaden verursacht. Freilich schlummert da auch der Gegner nicht immer, und der Zollkampf und die Theuerung (da einer den anderen zu überbieten sucht), sind fertig.

Bedarf internationaler Wohlstand und internationales Wohlwollen solcher Mittel? Wahrlich nicht! die besten Kräfte der menschlichen Gesellschaft, welche nur im Dienste nationaler Zwecke arbeiten oder dazu bereit sein müssen, seien es nun Militär- oder Zollbeamte, mögen für allgemeine nützliche Zwecke arbeiten, welche Thaten zum Wohlstande der Menschheit im Allgemeinen beitragen würden.

Oder glaubt man vielleicht, daß es sodann an Arbeit mangeln würde, da die menschliche Thätigkeit schon durch Fabrik- und Maschinenwesen überhaupt erleichtert und schneller gefördert wird? Auch diese Frage würde durch ein internationales Streben aufgehoben werden. Es giebt noch unfruchtbare Gegenden, welche für den Ackerbau gewonnen werden können. Kanäle wären zu bauen und allerseits Wege zu ebnen zur Herstellung vortheilhafter Verbindungen und zur Förderung alles Guten.

So manche Thätigkeit würde sich sodann noch finden, welche dazu beitragen könnte das menschliche Elend zu mildern und den allgemeinen Wohlstand zu fördern. Aber so lange wir das Große nicht erfassen können, achten wir das Kleine, solange wir uns nicht als Weltbürger fühlen, schätzen und lieben wir unsere Heimat, unser Vaterland, jedoch immer so, daß der Weg zur allgemeinen Vereinigung nicht gehemmt, sondern immer geebnet wird.

Warum das gegenseitige Incommodiren mit der Steigerung des Zolles? Kann denn Kunst, Industrie und Gewerbe zur Aufmunterung und fleißigen Concurrenz nicht frei sein? Und warum Landesprodukte aus Ländern und Gegenden, wo sie reichlicher sind, mit hohem Zoll zurückzudrängen suchen? Um etwa den Armen das Brod zu vertheuern, damit der Gewinn des Reichen desto mehr wächst? Was mag wohl der Hauptzweck der Zollerhebungen sein? Etwa die fremden Waaren fern zu halten oder gegenseitig mit Zollzahlungen recht viel zu gewinnen? Oder auch das Interesse an der Erhaltung einer Classe von Menschen, welche der Bewachung und Encassirung des Zolles ihre Existenz verdanken?

Ist die Entstehung des Zolles nicht ein Ergebniß des menschlichen Egoismus und menschlicher Engherzigkeit? Warum soll ein armes Volk für seine fleißige Handarbeit nicht Brod von denen gewinnen, welche das Glück genießen einen gesegneten Boden zur Wohnstätte zu haben?

Oder entsteht der Zollkampf nur aus gegenseitigem Mißtrauen und Befürchtungen übervorthelt zu werden? Zum Wohle der Menschheit im Allgemeinen kann der Zollkampf wohl eben so wenig beitragen, wie die militärischen Rüstungen.

Freilich mag der Kampf des Lebens und eine friedliche Eintheilung der Erde viel schwerer sein, als meine Begriffe sie umfassen können; freilich wissen die mächtigen Herrscher und die tiefdenkenden Politiker es viel besser zu prüfen und zu erwägen, was gut und förderlich, was schlecht und schädlich

und was möglich und unmöglich ist, jedoch sei auch mir ein frommer Wunsch gestattet, ein Wunsch welcher nicht Zertheilung begehrt, sondern Vereinigung sucht, und welcher nicht anmaßend sondern bescheiden ist.

Patriotismus ist die Mutter der menschlichen Gesellschaft, aber zugleich auch die Mutter der kriegerischen Rüstungen, und so lange der Patriot nur sein Vaterland bevorzugt, werden die Kriege und die kriegerischen Rüstungen nicht aufhören. Gewinnen aber alle Patrioten die gerechte und wohlwollende Einsicht das Fremde wie das Eigene zu schätzen und zu schützen, da fallen die patriotischen Rüstungen von selbst, wie auch jede Nothwendigkeit zum Kriege, das gegenseitige Mißtrauen, die kriegerischen Rüstungen und Drohungen, wie auch das gegenseitige Übervorthen mit den Zöllen gehen sodann in friedlichem, internationalem Streben auf.

Das Individuelle der Völker kann ja fortbestehen, wie auch die Sprachen. Jeder Mensch ist das Centrum seiner Bestrebungen, und jede Nation ist Centrum ihrer Welt, ebenso muß auch die Menschheit ein Centrum haben, um welches sich das friedliche Streben entwickelt, und dieses irdische Centrum dürfte wohl im Internationalismus bestehen. Nur die internationalen Bestrebungen können den ewigen Frieden entwickeln, oder wenigstens den Frieden, welcher viel bleibender und wohlthuender ist, als der Friede, welchen die patriotische Engherzigkeit gestiftet und welcher nur durch militärische Macht aufrecht erhalten werden kann.

Die internationalen Bestrebungen aber führen zu gegenseitigem Zutrauen und der Wahrung gegenseitiger Interessen.

Wie und wann die internationalen Interessen und die Einigkeit sich entwickeln werden, darüber wage ich mir keine Vorstellung zu machen, noch die Zeit dazu zu prophezeien. Ich spreche hiermit nur den Wunsch und die Hoffnung darauf aus und bleibe in dem Glauben, daß nur auf dem internationalen Boden die Friedenspalme gedeihen kann.

Ist nun Patriotismus Mutter der menschlichen Gesell-

schaft, so müssen solcher Mütter wohl viele sein, denn eine Mutter erfüllte ihre Pflicht wohl schlecht, wenn sie ihre Kinder feindselig gegen einander erzöge und ihnen die Pflicht auferlegte andere zu übervorthen. Die Menschheit ist schon groß und vorgerückt genug, um sich einer solchen mütterlichen Erziehung zu entziehen, welche sie nur an ihre heimatliche Scholle fesselt.

Giebt uns die Religion doch viel herrlichere Vorbilder des Erdenlebens, als der Patriotismus sie uns bietet. „Wir sind allesammt Pilger auf dieser Erde, und wandern unserer Heimat zu“. Wir alle haben nur einen Vater, dessen ergebene Kinder wir sein wollen. Und haben wir einen Vater im Himmel, so haben wir auch nur ein Vaterland, auf Erden; ein Vaterland, wo die Erde weder zu groß noch zu klein ist, um auf ihr friedlich leben zu können.



Eigenthumsrecht und Communismus.

Selig ist Geben als Nehmen
und glücklich zu schätzen ist derjenige,
der freudig davon giebt, was er
ehrlich erwirbt.

Jeder Mensch, der leben will, besitzt etwas und trachtet danach, etwas zu erwerben. Dieses Streben hat die Natur dem Menschen ins Leben mitgegeben, und der Wille, nach einem sicheren Besitzthum zu trachten und zu streben, fehlt bei keinem normalen Menschen. Das Vermögen, das der Mensch besitzt oder nach dem er strebt, ist zweierlei: geistiges und materielles Vermögen, und sie können beide geerbt oder erworben und verdient werden. Das Hauptvermögen besitzt der Mensch von der Natur, und zwar die gesunde Kraft, welche wohl sehr verschieden vertheilt ist, von der jedoch niemand so wenig besitzt, um mit dem ihm anvertrauten Pfunde nicht wuchern zu können, denn wem mehr gegeben ist, von dem wird auch mehr gefordert, und derjenige, dem wenig gegeben ist, hat weniger zu verantworten.

Das materielle Vermögen kann von den Eltern oder sonstigen Vorgängern geerbt werden, und dieses materielle, wie auch das geistige Vermögen fällt dem Menschen ohne sein Verdienst zu, und ist ein Erbe von Menschen, von der Natur und von Gott.

Dieses geerbte Vermögen kann wohl manche Vorzüge

und manches Glück gewähren, aber das wahre Glück muß der Mensch sich selber schaffen und verdienen, und kein rechtschaffener Mensch murt und klagt darüber, daß das geerbte Vermögen ihm groß oder gering zugefallen ist.

Der Wille zu streben ist frei, das Glück ist wandelbar, der Reiche kann arm und der Arme vermögend werden.

Sehr ungleich sind die Schätze dieser Welt vertheilt, was wohl einen sehr betrübenden Anblick gewähren mag; — hier Überfluß, dort Armuth, hier Pracht und Herrlichkeit, dort Elend und Jammer. Im Überflusse lebt der Reiche in seinem Palast und läßt sich bedienen mit dem Allerbesten, was die Erde bietet; alles steht ihm zu Gebote, was er begehrt, und was ihm Freude bereitet.

Dagegen der Arme in seiner elenden, rauchigen Hütte! Raum, daß er sein Leben fristen und seinen Hunger stillen kann. Der Reiche fährt sorgenlos in seinem stolzen Wagen, zu seiner Freude und seinem Vergnügen, und froh lacht ihm die Welt entgegen. Der arme Erdenpilger wandert baarfuß und läuft sich oft die Füße wund, indem er sein Ziel zu erreichen sucht. Der Reiche kleidet sich in prachtvolle Gewänder, in Sammet und Seide, er findet sicheren Schutz gegen Frost und Hitze und schafft sich ein behagliches Leben. Der Arme sucht sich auch Schutz gegen die Elemente, aber es gelingt ihm oft nur im äußersten Falle sich dürftig zu schützen, sich die allernothwendigste Bekleidung zu schaffen, um dem herben Frost Widerstand zu bieten u. s. w.

Wie leicht kann der kurzsichtige Mensch bei diesen Betrachtungen die Gerechtigkeit anklagen: warum schützt sie nicht die Blümelein im Walde und auf den Wiesen vor dem Ungewitter, da ihre Geschwister in den herrlichen Gärten noch prachtvoll gedeihen? Warum sollen sie der Dürre und dem Frost ausgesetzt sein, wo die anderen geschützt und gepflegt werden? Warum läßt sie den Einen im Überflusse schwelgen und den Anderen in Armuth verschmachten? Die Natur übt keine Gerechtigkeit, sie ist unbarmherzig und ungerecht. So scheint es uns wohl, wenn wir das Einzelne,

das Individuelle betrachten, aber wir irren uns darin. Die Natur ist ewig gerecht, auch wenn sie auf einzelne keine Rücksicht zu nehmen scheint, und wenn sie auch das Eine zu hart berührt, das andere zu zart antastet.

Sie übt Strenge und Milde und waltet nur im Ganzen, in der Welt und im Weltall, und sie überfieht und verläßt niemanden, auch nicht den geringsten; Groß und Klein, Arm und Reich muß da sein, wenn die Erde für schön gelten soll, denn von der Herrlichkeit der Welt können wir keine Ahnung haben ohne Licht und Schatten, ohne Contraste. Die Ergebung in sein Schicksal kann ersehen, was uns das Glück versagt hat, und dieselbe Ergebung, uns in jede Lage zu fügen, lehrt uns die unendliche und unerforschliche Natur selbst. Das Corallenleben schmachtet nicht fort vom Meeresgrunde zum Pflanzen- oder Thierreich, und diese, hinwiederum, beneiden nicht die Menschen.

Fragt man das Blümelein auf der Heide, ob es sich nicht in den herrlichen Garten zu versetzen wünsche, die Pflanze würde sich wohl flehentlich dagegen wehren: „Rühret nicht an mir! Die verlassene Heide ist meine liebe Heimat! Ich bin mit meinem Loose zufrieden; ich genieße das himmlische Licht und bin bereit hier Freud' und Leid zu ertragen, hier zu leben und zu sterben.“

Ebenso würde auch das geringste Thier nicht wünschen, daß man es zum mächtigsten der Thierwelt erheben sollte. Und der Mensch, fügt er sich auch in sein Schicksal? Ja, das thut auch der unverdorbene, normale Mensch, und bei all seinen Bestrebungen, beim Glück und Unglück wünscht er nicht anderswo, oder in anderer Schicksalslage das Licht der Welt erblickt zu haben, als gerade da, wo ihn das Schicksal hingesezt hat. Er sehnt sich nicht danach ein anderes Wesen zu sein, sondern er strebt danach sein Wesen zu bilden und zu vervollkommen. Er klagt nicht darüber, daß seine Eltern arm waren, aber er arbeitet und strebt danach, für seine Kinder mehr thun zu können und ihnen die Lebenswege besser zu ebnen.

Ist doch der Wille kein Privilegium des Reichen, sondern er steht einem jeden, dem Armen, wie auch dem Reichen zur Verfügung, und wer die Willenskraft nicht hat oder sie nicht benutzt, der kann weder den Spender aller Güter, noch sein Schicksal, sondern nur sich selbst anklagen.

Daß der Mensch das ist, was er ist, und das hat, was er besitzt, ist nicht sein Verdienst, und der rechtschaffene Mensch ist in jeder Lage ergeben seinem Schicksale. Aber, was er mit seiner Willenskraft aus sich macht, und wie viel er zu seiner eigenen Vervollkommnung, oder zur Entwicklung der Menschheit beiträgt, ist sein Verdienst.

Wohl Dem, der das Gute will und seine Willenskraft benutzt, und wehe Dem, der das Schlechte will, und seine Mitmenschen ins Unglück zu leiten sucht!

Der gute Wille ist der einzige Vermittler zwischen den verschiedenen Klüften und Ungleichheiten der irdischen Güter. Der arme Mann, der Willenskraft besitzt und sie schätzt und benutzt, beneidet nie den Reichen, denn er weiß, daß er etwas erstreben und erreichen kann, und das, was er erlangt, wenn es auch wenig ist, ist ihm mehr werth, als große Schätze, die ihm ohne sein Verdienst, als Gnadengeschenk zugefallen sind.

Etwas hat jedoch jeder Mensch, das er als Gnadengeschenk des Himmels betrachten muß, und das ist sein Dasein, sein Leben selbst. Der Reichthum ist noch kein Glück, wohl aber ein Mittel zum glücklichen Leben; verliert aber der Reiche den guten Willen, so kann es mit ihm bergab gehen; der Verfall kann schlimm sein, und seine Lage kann viel ärger werden, als die Lage des Armen, der aufwärts strebt.

Der wirkliche Wille und das Streben des Menschen hat immer seinen Erfolg, und wenn auch Hindernisse seinen Lebensweg hemmen und das Erreichen seines Zieles vereiteln sollten, so belohnt ihn doch sein Gewissen mit der Beruhigung, daß er sein möglichstes gethan und seine Pflicht erfüllt habe.

Dieses dürfte der beherzigenswerthe Weg sein für einen jeden, der dem Lichte zustrebt; jedoch die schönen Worte:

„Sei klug und gut und weise!“ — dieser Rath dürfte selbstverständlich sein, — reichen nicht hin und sind oft unvermögend eine Wirkung zu erzielen. Es muß auch gehandelt werden, und dieses thut man auch ununterbrochen. Die Freiheit müßte kommen den Menschen Licht zu bringen und alle Menschen zu Menschen zu machen.

Aber das Licht hat auch Schattten mitgebracht, und es sind manche Sorgen der menschlichen Gesellschaft erwachsen, die darüber wachen, daß die Freiheit einen würdigen Gang geht.

Tausende verstehen nicht die Freiheit zu würdigen, und ein freier Sklave oder ein sflavisch gesinnter Mensch ist schlimmer daran, als ein Sklave, der von seinem Herrn mit Lebensmitteln versorgt wird.

Viel vom menschlichen Elende ist gemildert worden, und viel dürfte darin noch zu thun und auszuhelfen sein. Die Regierungen, monarchische und republikanische, arbeiten ununterbrochen daran das Loß der Menschheit zu erleichtern. Auf gesetzgeberischem Wege, mit Strenge und Milde sucht man die Lebensregeln zu ordnen. Der Schwache und Starke, der Arme und der Reiche sollen einander dienen und der Lebensbürde der Leidenden soll abgeholfen oder ihnen das Leben wenigstens erträglich gemacht werden.

Mit mehr oder weniger Erfolg wird daran gearbeitet, aber die Aufgabe, das Loß der leidenden Menschheit zu erleichtern oder das Ungleiche zu egalisiren bleibt unerschöpflich. Manche Freunde des Guten machen es sich zur Lebensaufgabe zu sinnen und danach zu trachten die Menschen glücklich zu machen. Ihre Ideen gehen sogar dahin, Armuth und Reichthum auszurotten, damit die Menschen sodann alle glücklich und wohlhabend leben könnten.

Aber der Mensch ist dem Irrthume unterworfen und er fehlt oft da am leichtesten, wo er am weisesten handeln will.

So dürfte es wohl auch hier ein Irrthum sein, alle Menschen gleich glücklich machen zu wollen, indem man das Eigenthumsrecht aufhebt und den Communismus einführt.

Wie ein guter Advokat sich anstrengt einen schlechten

Proceß zu gewinnen, so glauben auch die Communisten alle Hindernisse überwinden zu können, um die Menschen zum glücklichen Ziele zu führen, wo es keine Armen noch Reichen mehr geben würde, sondern wo ein jeder glücklich und wohlhabend leben könnte. Ein jeder soll arbeiten, Arbeit soll nicht fehlen; jeder Mitarbeiter einer Unternehmung soll auch zugleich Theilhaber derselben sein.

Mit diesen Ideen und Unternehmungen, so verlockend dieselben auch so manchen erscheinen mögen, heißt es doch den Boden unter den Füßen entziehen zu wollen. Wie können die Communisten da die persönlichen Rechte erweitern, wo sie dieselben Rechte gerade aufheben wollen?

Bringt doch ein jeder Mensch seine Eigenthümlichkeit mit zur Welt und seine Fähigkeiten, seinen Charakter, seine Kraft. Dieses erbt der Mensch von der Natur und es darf niemand darin beschränkt werden mit seinem ihm verliehenen Pfunde zu wuchern, sich der Menschheit nützlich zu machen. Auch darf ihm der gebührende Lohn nicht vorenthalten werden.

Eben so wenig dürfte das Vermögen, welches die Eltern mit mehr oder weniger Mühe, oft auch im Schweiße des Angesichts, den Kindern erspart und ihnen hinterlassen haben, den letzteren streitig gemacht werden. Es kommt denn darauf an, wie die Kinder der sorgsamten Eltern sich verhalten, ob es mit ihnen aufwärts oder abwärts geht. Vergeudet der Sohn das Vermögen des Vaters, so stürzt er sich selber ins Elend, und dabei kann niemand helfen, denn der Mensch ist frei und somit seines Glückes Schmied. Das Elend derer, die nicht zu leben verstehen oder sonst schwach und unglücklich sind, kann wohl durch die Mitmenschen gelindert und gemildert werden, aber dieselben mit den Besserwollenden, Gefunden und Begabten auf eine Stufe stellen zu wollen wäre unmöglich und zugleich eine That gegen die Freiheit und eine Beschränkung der thätigen Kraft.

Es giebt verschiedene Mittel und Eigenschaften welche die Bürde der menschlichen Thätigkeit erleichtern und sie

sogar angenehm machen, z. B. Ehrgefühl, Ehrgeiz und die verschiedenen individuellen Wünsche und Bestrebungen.

Der eine arbeitet und strebt dahin für sich und die seinigen ein Besizthum zu erwerben, welche unabhängig von anderen nur ihm und den seinigen gehören soll; andere fühlen sich geistig begabter, wobei sie sodann durch Erfindungen oder sonstige geistige Thätigkeit sich nützlich machen wollen, und es darf ihnen die Anerkennung, wie auch der materielle Lohn nicht vorenthalten werden, sondern, umgekehrt, muß derjenige, welcher geistig thätig ist, mehr haben, als derjenige, der nur mechanisch arbeitet ¹⁾.

Der menschliche Charakter, die menschlichen Fähigkeiten und Wünsche sind so verschieden, das es unmöglich ist sie alle auf eine gleiche Linie zu stellen, ohne die heiligsten menschlichen Bestrebungen und Illusionen zu vernichten.

Freilich können die menschlichen Bestrebungen auch ins Extrem fallen; freilich kann das Begehren etwas zu besitzen in Egoismus und Habsucht ausarten, aber dagegen könnte man doch Rath und Hülfe finden, (wie wir es fernerhin sehen werden.) Es giebt nun auch solche Charaktere, die für ihre eigene Person alles oder vieles entbehren können, solches sind aber außergewöhnliche Erscheinungen. Jeder normale Mensch will leben und das Leben genießen, (ich meine den Genuß im edelsten Sinne des Wortes); um sich jedoch den Genuß zu verschaffen, muß er etwas besitzen, oder sich etwas erwerben.

Nur das Streben und Arbeiten ist Leben und schafft glückliche Empfindungen, wenn auch das Loos der Menschen sehr verschieden ist. Der Arme kann reich und der Reiche arm werden, und am Glücke kann nur derjenige Theil nehmen, der als Mensch nach Kräften darnach strebt seine Pflichten zu erfüllen; der Mensch ist frei; er kann seine Freiheit benutzen,

1) Freilich sind dabei Übertreibungen und Überschätzungen, wie sie zu unserer Zeit oft sichtbar werden, verwerflich.

um sich zur Unabhängigkeit und Selbstständigkeit empor zu arbeiten, er kann dienen oder sich dienen lassen.

Nehmen wir, z. B., zwei Menschen, die eine gleiche Thätigkeit und einen gleichen Lohn haben; der eine von ihnen lebt in den Tag hinein und denkt an nichts, als wie er sein Leben genieße und sich amüfire, so viel seine Mittel es nur erlauben; er lächelt über den anderen, der anders lebt, als er, denn er kennt kein weiteres Streben, und so gelangt er auch nicht weiter, als er ist. Der Strebsame aber findet seinen Genuß schon im Streben, und er kann vieles entbehren um eines zukünftigen besseren Lebens willen. Rastlos arbeitet er dahin, sein Lebensschifflein zum Hafen zu lenken, wo es ihm vergönnt ist für sich und die seinigen, ganz nach seinem Sinne, ein Heim zu gründen. Nicht leicht ist der Weg, aber der Strebsame ist glücklich seinem Ziele sich nähern zu sehen. Durch sein rastloses Arbeiten und Streben hat er sich den Weg zum Familienleben geebnet; nun genießt er das Glück, besitzt Weib und Kind, und hat die Freude nicht mehr für sich allein, sondern auch für seine Familie zu leben. Er freut sich jetzt dafür Sorge tragen zu können, auch seiner Nachkommenchaft das Leben und Streben zu erleichtern. Nun läßt er sich dienen, wie er früher selbst gedient hat, und wer darf sagen, daß er mit seinem Pfunde, seiner Kraft und Fähigkeiten, die ihm anvertraut waren, nicht richtig und nicht edel gewuchert hat? — Etwas anderes ist es aber, ob der Mensch gerecht oder ungerecht ist, denn der Strebsame oder nicht Strebsame, der Arme oder Reiche kann gerecht und edel oder auch ungerecht und falsch sein und handeln. Der Reiche kann reich sein und bleiben, ohne seinen Mitmenschen zu schaden, er kann sich denselben im Gegentheil mit seinem Reichthum nützlich erweisen, wenn er gerecht ist. Direkt für seine Person braucht der Reiche nicht mehr, als der Nichtreiche, also nur seine Lebensbedürfnisse zu befriedigen; und wenn er viel an seinem Tische verbraucht, so essen auch viele mit ihm, und es können andere wiederum von seinem Dienste leben. Er allein genießt, ißt und trinkt nur für seine Person,

nur mit diesem Unterschiede, daß er etwas Gutes ißt und trinkt, und luxuriös lebt. Treibt einer Luxus und braucht er viele Leute zu seinen Diensten, so wäre dieses der Menschheit in dem Falle nachtheilig, wenn es an Arbeitskräften mangelt; im umgekehrten Falle aber, wo Arbeitskräfte im Überflusse da sind, wie auch in unserer Zeit, da kann nur noch Luxus die menschliche Thätigkeit aufrecht erhalten. Nur die Thätigkeit macht das Menschenleben im allgemeinen gut und erträglich, und was der Mensch für seine Arbeit verdient, bringt ihm viel mehr Segen, als was ihm geschenkt wird; daher ist es viel dienlicher und vortheilhafter ein Kapital für Luxusarbeiten auszugeben, als dasselbe Kapital ohne Arbeit zum Wohle des Volkes zu vertheilen. Es giebt jedoch außerdem Fälle genug, wo direkte Hülfe noth thut. Wir sehen, daß der Reichthum oder das Besizthum in gerechten Händen niemanden schändet, aber der Mensch ist schwach und oft zum Bösen geneigt, und er kann fehlen in Armuth und in Reichthum. Der Arme fehlt, wenn er seine Pflicht vernachlässigt und seinen Mitmenschen zur Last fällt; der Reiche fehlt, wenn seine Begierde zur Habsucht und zum Egoismus ausartet, und er somit seine Mitmenschen zu über-vorthailen sucht. Gegen diese Ungerechtigkeiten des Reichen könnte man wohl auch Rath und Mittel finden, ohne das Eigenthumsrecht direkt anzutasten. Die Regierung und die Unterthanen, der Staat und die Bürger, sie brauchen einander und müssen einander unterstützen. Durch die Abgaben und Steuern der Unterthanen ist die Regierung im Stande große Werke zu unternehmen, Arbeit zu geben, der Armuth zu helfen und dergl., — was ist da natürlicher, als daß diejenigen, die mehr besitzen, mehr Abgaben zu geben hätten, und zwar so, daß durch eine Vermögenssteuer die Mittel egalisirt würden, und die Reichthümer nicht so ungeheuer anwachsen könnten. Wenn der Reiche auch die Hälfte seines Vermögens abgiebt, so ist dieses natürlicher, als daß der Arme, der sich in bedrängter Lage befindet, doch Abgaben schaffen muß, zu denen er die Mittel nicht einmal hat und besizt.

Die Vermögensabgaben könnten etwa von 10,000 Rubeln an beginnen und sodann im Verhältniß steigen und zwar etwa von 2—20 % bis zu einer Million Besitzthum.

Bei den Millionen Vermögen könnten die Abgaben noch steigen.

Jeder Reiche, als rechtschaffener Mensch, würde sich darin gerne fügen, und mit Stolz die hohen Abgaben an-geben, welche sein Reichthum abwirft; solche außergewöhnliche Abgaben könnten als Wohlthaten betrachtet werden.

Giebt es doch auch heutzutage Abgaben, welche, je höher sie steigen, desto lieber entrichtet werden: so z. B., zahlen die italienischen Zeitungen ihre Abgaben nach ihrer Leserzahl, (wieviel Exemplare gedruckt werden), und mit Stolz zeigen die Herausgeber der Zeitungen die Zahl der Abonnenten ihrer Blätter an; jemehr Abgaben sie zahlen, desto lieber ist es ihnen, wogegen die wenig gelesenen Zeitungen nichts zahlen, weil sie es auch nicht können.

Die Fortschritte der Zeit haben viel dazu beigetragen das menschliche Elend zu lindern; auch ist durch die Entwicklung der jetzigen Verkehrsmittel es eher möglich den Nothleidenden und Hungernden Hülfe zu schaffen, als früher; aber nicht alle Fortschritte sind segensreich, und es ist wichtig wohl darauf zu achten, ob der Weg der menschlichen Bestrebungen auf- oder abwärts geht. Viel ist für die Humanität gethan, und sehr viel bleibt noch zu thun übrig, aber alle Leiden in Freuden und alles Unglück in Glück umzuwandeln ist und bleibt unmöglich, und es wird immer Gesunde und Kranke, Kleine und Große, Reiche und Arme geben.

Der Arzt kann die menschlichen Leiden lindern, geht er aber darin zu weit, und glaubt er irgendwelche Krankheiten aus der Menschheit ausrotten zu können, so kann er sich sehr leicht irren, und nach solchen Mitteln greifen, mit denen er, anstatt den Menschen zu helfen, nur noch schädlicher auf sie einwirkt.

Wie wollen Weltverbesserer es wohl einrichten, und wer soll wohl im Stande sein bei communistischer Welteinrichtung die menschlichen Bestrebungen und die Ordnung aufrecht zu erhalten?

Welcher Sterbliche kann sich da wohl eine Möglichkeit denken einem jeden den ihm gebührenden Theil anzuweisen, so daß er mit seinem Antheil zufrieden ist?

Und welche Motive sollen da noch den Menschen bewegen nach Kräften und lebensfreudig weiter zu streben und zu arbeiten?

Nach Freiheit hat man sich gesehnt — ist man ihrer schon so überdrüssig geworden, daß man die individuelle Freiheit wieder vercherzen will?

Einen Sklaven zur Arbeit aufzumuntern oder anzutreiben mag wohl unangenehm sein, aber einen freien Menschen zur Arbeit zu treiben und zu zwingen ist schon viel schlimmer und unnatürlicher, und doch würde dieses beim Communismus wohl nothwendig werden, falls der eine für den anderen, der Fleißige für den Trägen nicht arbeiten soll und will.

Alle schönen Empfindungen und Illusionen, welche das Erdenleben angenehm und schön machen, würden mit dem Communismus aufhören. Die Lebenslust, wie auch die Kräfte zur Arbeit würden sich immer verringern und erlahmen und somit auch die Vorräthe an Lebensmitteln mangeln.

Treten dann Mißernten ein, so ist da keine Rettung. Etwas zu eigen darf doch niemand haben, und die Menschen würden sodann wie die Schaafheerden einhergehen, und zugleich wie die Wölfe einander überfallen und verzehren, was sich noch etwa an Vorräthen fände, und sodann allesammt dem Verderben, dem Hungertode entgegen gehen. Das ist das Endziel des Communismus.

Ein Übel kommt fast nie allein, sondern bringt noch andere mit sich, und so werden wohl auch, da Nihilismus,

Anarchismus und alle die Lieblingsideen unserer modernen Zeit sich an den Communismus anschließen und an den letzten Resten der menschlichen Ordnung herum zerren, bis nur noch ein Chaos statt der heiligen Ordnung übrig bleiben würde, und die armen Menschen rathlos umherirren würden. Da ist es die Frage, ob die Menschheit nach solchen traurigen Perioden, wo des Menschen Fleiß, seine Arbeit und sein Eigenthum nicht mehr respektirt wird, sich noch erholen würde? Ja wohl! Die Möglichkeit ist da, daß wiederum von oben eine gewaltige Stimme erschallt:

„Es werde Ordnung!“

„Macht und Gerechtigkeit regiere und schütze Euch und Eure Rechte!“

„Was Du nicht willst, das sollst Du!“

„Die Nothwendigkeit leite Dich auf den rechten Weg, von dem dich falsche Illusionen abgeleitet haben!“

Und die Nothwendigkeit steht dem Menschen sodann zur Seite und wird seine Augen und Sinne wiederum zu einer natürlichen, soliden und vernünftigen Lebensart zurückleiten, sodann werden vielleicht nach einer unglücklichen Periode und nach verfehlter Lebensart die Menschen wieder zu neuem Leben erwachen, arbeiten, streben und das Eigenthum besser schätzen und schützen. Da würde es gewiß schon klar werden, daß der freie Mensch vor allem für sich, und nicht für andere lebt, und was er erarbeitet, erwirkt und erschafft, nur ihm gehört und nur von seinem Willen abhängig sein darf. Freilich lebt der Mensch auch für die ganze Menschheit und ist es die Pflicht eines jeden Einzelnen zur Harmonie des Ganzen und zur allgemeinen Einigkeit nach Kräften beizutragen, um den Einklang nie zu verlieren, aber noch weniger dürfen die individuellen Wünsche und persönlichen Rechte beeinträchtigt werden.

Nicht immer tragen die menschlichen Bestrebungen gute

Früchte, nicht immer führt uns der Genius zu den lichten Höhen der Erkenntnis und der Eintracht, sondern es geht auf und ab, wie die Weltgeschichte es uns erzählt.

Ohne daß wir kennen, was die zukünftigen Zeiten uns bringen werden, müssen unsere Bestrebungen aufwärts und nicht abwärts gerichtet sein, damit unsere fortschritt- und erfindungsreiche Zeitperiode nicht einmal auf den schwarzen Blättern der Geschichte verzeichnet wird.



Freundschaft und Verehrung.

Die wahre Freundschaft vereinigt und bindet, die falsche trügt und trennet;

Die wahre Verehrung ist heilig vor Gott, die falsche Verehrung ist Schande und Spott.

Der Mensch bedarf des Menschen, dieses verlangt und bedingt schon das physische Leben. Die Verbindungen menschlicher Thätigkeit, Industrie und Gewerbe tragen dazu bei ihn auf seinen Mitmenschen anzuweisen. Der Mensch bedarf aber auch der Freundschaft. Danach verlangt Seele, und Gemüth.

Eintracht und Freundschaft wirken aufbauend, Zwietracht und Feindschaft dagegen zerstreund, dieses ist bekannt, und doch kommen die Menschen nicht dazu, in Eintracht und Freundschaft glücklich leben zu können.

Ebenso ist es bekannt, daß das Gute und das Schlechte gegen einander arbeiten und wirken, das eine hinauf zum Glück, das andere hinab zum Unglück, und doch finden wir nicht immer die Kraft aufwärts streben zu können, um glücklich zu sein. Der Strom der Zeit reißt alles mit sich fort, jedoch hängt von den Menschen selbst die Strömung ihres Strebens ab, und jeder von ihnen trägt dazu bei, ob dieselbe aufwärts oder abwärts gehen soll.

Der Mensch erblickt die Welt; er will leben und will glücklich sein, er ist aber von täuschenden Ereignissen abhängig und wird oft verhindert sein Glück zu erreichen.

Er vernachlässigt und vermeidet es aber auch oft, nach den Mitteln zu greifen, welche ihm wohl zu Gebote stehen sein Glück zu erreichen.

Die wahre Freundschaft, Liebe und Anhänglichkeit sind die Mittel, welche die Menschen zur Einigkeit und zum Glücke leiten. Diese Mittel stehen einem jeden zu Gebote, jedoch das Bedürfniß danach, je nach dem, ob es wach und willig oder stumpf und gleichgültig ist, hängt theils auch von der Strömung der Zeit ab.

Die guten Eigenschaften, welche uns zum Glück und zur Einigkeit geleiten könnten, sind in der menschlichen Natur vorhanden, aber alles ist veränderlich, so auch die menschliche Natur. Das Bedürfniß nach wahrer Freundschaft modifizirt mit dem Zeitgeist ist abhängig von der Zeitströmung und von der Willenskraft der Menschen.

Der Mensch z. B., dem immer Speise und Trank zur Gebote stehen, fühlt nie Hunger und Durst, und wer sich immer in der Gesellschaft bewegt, hat nie ein Verlangen und Begehren nach derselben. Nur dann entsteht ein Verlangen und Begehren, wenn man nicht gleich erlangen kann, was man will und wonach man strebt, denn die innerlichen Bedürfnisse, Verlangen, Sehnen und Begehren müssen von außen befriedigt werden, und der Überfluß, wie auch der große Mangel sind nachtheilig wie im materiellen, so auch im geistigen Leben.

Wie es nun mit dem Überfluß und dem Mangel der Freundschaft in unserer Zeit steht, darüber sei mir hiermit gestattet einige Vergleiche mit früheren Zeiten zu ziehen.

In uralten Zeiten war gewiß mehr Innigkeit, Liebe und Wärme unter den Menschen zu einander; sie hatten mehr gegen die Elemente zu kämpfen; sie kämpften auch gegen einander und bildeten größere und kleinere Gruppen, Gesellschaften und Staaten.

Sie waren oft roh gegen einander, jedoch, wo der Mensch den Menschen gefunden, da schätzte er ihn, und sie

lebten in viel größerer Freundschaft mit einander, als wir in unserm geordneten und gebildeten Zeitalter.

Die Menschheit bildet und entwickelt sich, führt eine bessere Ordnung ins Leben ein und strebt nach größerer Vereinigung, verliert aber dabei doch einiges von dem ursprünglichen menschlichen Werth. Wieviel die Menschheit durch die gesetzliche Ordnung gewonnen hat, ist nicht hier am Platz zu schildern und zu preisen, wohl aber sei es hier gestattet einiges über die Freundschaft zu erwähnen, und zwar über die Ursachen, welche dieselbe binden oder lösen.

Die wahre Freundschaft liegt nicht in äußeren Erscheinungsformen, Begegnungen und Höflichkeitserwiederungen, sondern sie liegt tief im menschlichen Geist, im Gemüthe. Die Sinne für das Verständniß des Lebens, so wie die Empfindungen für Liebe, Glück und Erkenntlichkeit sind erstens eine Gabe der Natur, und zweitens hängt es von unserer Willenskraft ab, unsere Gefinnungen zu lenken und unseren Geschmack zu bilden; drittens aber ist jeder Mensch abhängig von seiner Umgebung, von der Zeit, in der er lebt, und von dem Verkehr der Menschen in seiner Zeit.

Die Anhänglichkeit, Freundschaft und Verehrung sind nicht abhängig von der Bildung, und werden solche Empfindungen von zu großem Verkehr im Leben eher abgeschwächt und abgestumpft, bis sie endlich einer leeren Form und Nachahmung Platz machen.

Die bessere Natur, von gutem Willen geleitet, geht nicht leicht unter des Lebens Last verloren, sie verträgt gute und schlechte Tage, jedoch, je größer die Drangsale, desto größer ist die Sehnsucht nach einem Menschen, nach einem Freunde, wenn nicht auch da das Begehren in tiefer Einsamkeit ausstirbt.

Der Mensch irrt, z. B., in einer Wüste umher ohne sein Ziel zu erreichen; statt Menschen zu finden, nach denen es ihn verlangt, trifft er oft Wesen, die er vermeiden muß.

Rastlos wandert er weiter und immer weiter, bis er endlich eine menschliche Wohnstätte erblickt; mit Zutrauen

und Zuversicht nähert er sich der Stätte, und seine Ahnungen haben ihn nicht getäuscht: er findet da Menschen, und noch mehr, er findet Theilnahme und Mitgefühl, er findet Freunde.

Vielleicht hat ihn aber das Schicksal in einer fast menschenleeren Gegend die Welt erblicken lassen, in der fast gar kein Verkehr mit der übrigen Welt vorhanden ist; seine Angehörigen hat der Tod hinweggerafft; da ward er fortgetrieben von einer Sehnsucht, die er sich selbst nicht erklären konnte. Jetzt hat er gefunden, wonach er lechzte, er hat Freundschaft gefunden, der er nun auch treu bleibt bis zum Tode. So etwa mag wohl die Freundschaft sein, wo der Mensch den Menschen sucht und ihn schließlich findet, und so etwa mag es wohl auch in alten Zeiten gewesen sein, als die Erde noch undicht bevölkert war und die Menschen mit ihren Heerden nach ihrem Belieben aus einer Gegend in die andere zogen und so ihren Wohnort wechselten. Sie kämpften, eroberten und beherrschten, was sie besiegt und gewonnen hatten, wohl ähnlich wie in unserer Zeit, jedoch in vielen Stücken von uns verschieden.

Das Herrschen und Gehorchen war natürlicher, (und dem Urwesen ähnlicher), die Ergebenheit, die Verehrung und die Liebe stärker, und so wohl auch die Anhänglichkeit und die Freundschaft inniger, als bei uns. Ein Beispiel der Treue könnten uns wohl die Thiere liefern: der treue Hund bleibt dem Menschen zugethan bis zum Tode; er gehorcht auch dann noch, wenn sein Herr ihm Unrecht thut. Geht der Mensch aber in seiner Ungerechtigkeit so weit, daß er gar keine Liebe und kein Mitgefühl für seine Untergebenen hat, so verscherzt er auch seine Würde, die Anhänglichkeit hört auf, und das Thier kann den grausamen Herrn zerreißen, oder es gehorcht ihm sklavisch, mit Furcht und Zittern. Nicht nur bei den Hunden, sondern auch bei anderen Thieren ist der Instinkt der Anhänglichkeit, wie auch der der Rache sichtbar; sogar das zahme Pferd, welches dem Menschen in Bezug auf Gehorsam und Treue das äußerste leistet, kann grausame Rache ausüben: so, z. B., hatte eine Stute ihren

Herrn getödtet, und seinen Körper mit Füßen zertreten und zerstückelt, weil derselbe ihr Füllen in ihrer, der Mutter, Gegenwart geschlachtet hatte.

Ähnliche Eigenschaften, wie bei den Thieren, finden wir bei den höchsten Wesen der Erde, bei den Menschen.

Die Civilisation entwickelt und bildet die menschlichen Empfindungen, die Anhänglichkeit, Freundschaft und Verehrung; doch sie kann auch nachtheilig auf dieselben wirken, und sie wieder auflösen. Die Ungleichheiten in alten Zeiten vermehrten den Drang zum Weiterstreben, fesselten die Menschen an einander, und sie verehrten diejenigen, welche Außergewöhnliches leisten konnten.

Ein unwiderstehlicher Drang trieb die Aegypter ihren Gebietern, den Pharaonen, die himmelauftragenden Bauten, die Pyramiden, aufzurichten, Mehr oder weniger reichte die Verehrung bis zu den letzten Sklaven, die mit ihren Kräften zur Errichtung der unvergleichlichen Bauten beitrugen; und wenn sie die verstorbenen Größen auch im Leben nicht gesehen und nicht gekannt hatten, so verehrten sie dieselben doch als Gottheiten.

Die wahre Freundschaft und Anhänglichkeit entwickelte sich jedoch durch gegenseitiges Sehen und Sichkennenlernen; die Mehrbegabten fesselten die anderen an sich, welche sodann danach strebten sich mit jenen vergleichen zu dürfen, und es entwickelte sich zwischen ihnen eine tief innige Freundschaft und Treue bis zum Tode, wenn auch andererseits Feindseligkeit nicht schlummerte.

Lebensfreudig und wißbegierig sammelten sich die Schüler und Freunde des Sokrates um ihn, und es entstand eine innige Freundschaft, ein gemeinschaftliches Streben den Wissens- und Erforschungsdrang zu befriedigen. Sie bleiben einander treu, und selbst der Tod war nicht im Stande ihre Freundschaft zu lösen. Noch innigere Bilder der Freundschaft liefert uns die Geschichte unserer Religion und zwar hauptsächlich im Beginn der Christenheit. Sie hielten innig zusammen in Leid und Freud, und gingen dem Tode fröhlich entgegen im

festen Glauben, daß die Seele, wenn die Freundschaft sie belebt, nicht sterblich ist. Dieselbe Freundschaft und Liebe verbreitete sich mächtig, und ist das Echo derselben auch in unseren Zeiten noch lange nicht verhallt. Das Ziel der wahren Religion war und wird sein in Freundschaft und Liebe die Erde dem Himmel und die Menschheit der Gottheit nähern zu helfen. Es ist ein ewiger Wechsel alles Bestehenden, jedoch nichts ist vergänglich, und wir werden hinweggetragen aus der Zeit zur Ewigkeit.

Der Civilisation haben wir sehr viel zu verdanken, aber ob und wie viel sie zur Förderung der wahren Freundschaft beigetragen hat, muß wohl fraglich bleiben.

Schon Diogenes (vor einigen tausend Jahren) suchte vergebens den Menschen und fand unter Tausenden nicht einen, der die wahre Freundschaft gewürdigt hätte. Wie viel schwerer wäre es noch in unserer Zeit den wahren Freund zu finden, — aber wir suchen ihn nicht ein mal, denn der Geist unserer Zeit scheint intimere Anhänglichkeit entbehren zu können. Unsere civilisirte Zeit ersetzt die Freundschaft durch Pflichten, Contrakte und gerichtliche Ordnungen und scheint kein Bedürfniß mehr zu haben nach wahrer inniger Freundschaft.

Nur sinnliche Liebe und Annäherung scheinen auch die ideale Liebe und Freundschaft zu erwecken und zu beleben, jedoch erschlafft und schwindet sie mehr oder weniger, sobald die sinnlichen Bedürfnisse befriedigt sind. Gab es doch in alten Zeiten umgekehrte Erscheinungen, da der Freund den Freund schätzte und mit ihm Leid und Freud theilte, so, z. B., ordnete Plato nicht nur das Sinnliche dem Idealen unter, sondern betrachtete sinnlichen Genuß sogar als etwas Entbehrliches.

Frei vereinigten sich die Menschen ohne besondere Regeln noch Zwang, und strebten, von der Religion begeistert, empor, um der Gottheit und der Weisheit näher zu kommen. Ihre Phantasie erhob sie ins Elysium, und die Weisheit entschleierte ihnen ihre Geheimnisse. Die griechischen Philosophen drangen so tief und weit in die Lehren der Weisheit ein und stellten Systeme auf, die die nachherigen Weisen nicht mehr viel

weiter auszubauen im Stande waren, sondern immer und immer wieder dieselben einzelnen philosophischen Gedanken betrachtend, suchten und suchten sie dieselben, in ihrer Art, näher zu beleuchten.

Ich will mich nicht zu denjenigen gesellen, welche uns die Gegenwart mit ihrer Civilisation, oder wiederum die alten Zeiten mit ihren Schlichtheiten loben oder tadeln, sondern ich möchte gerne den Blick mit gleichem Interesse auf beide Seiten lenken. Die Civilisation hat auf dem Felde der Wissenschaft ungeheure Fortschritte gemacht und Vortheile erzielt; sie hat auch auf dem Felde der schönen Künste wohl so manches wild wuchernde Gewächs entfernt, zugleich aber auch so manche herrlichen Anhöhen abgeebnet, Anhöhen, welche uns die Natur gegeben, damit wir hinauf streben und Gottes Allmacht bewundern sollen. Sind nun die Gebirge abgeebnet, so können wir sie nicht mehr besteigen, ebenso wenig, wie wir etwas begehren können, wonach wir kein Bedürfniß haben. Ja, unsere moderne Zeit ist geebnet, und wir sehen nicht, was wir sehen sollten, und wir bedürfen dessen nicht, was wir begehren sollten. Die flache Alltäglichkeit leitet unsere Wege und die Sinnlichkeit drängt sich hervor um das fehlende Ideal zu ersetzen.

Viel wird gethan der Pflicht nachzukommen den Mitmenschen zu helfen; rechts und links sieht man menschenfreundliche Hände dazu bereit, aber nur, weil unsere civilisirte Welt diese Menschenfreundlichkeit verlangt.

So dürfen wir wohl eine wehmüthige und sehnsüchtige Klage unserer Vergangenheit nachsenden, jedoch ohne die Vergangenheit mit ihren Ideen und Empfindungen zu beneiden.

Der Fortschritt schreitet unaufhaltsam weiter, er reißt uns manches fort, was uns heilig, lieb und werth ist, und giebt uns vieles, was uns das Leben erleichtert. — Trostlos dürfen wir jedoch nie sein, und ein Klageruf darf uns nicht irre führen, sondern uns blos zeigen, was uns wohl fehlen dürfte, und daß wir nicht aufhören sollen den uns fehlenden Freund zu suchen um ihn schätzen und verehren zu können.

Klagt doch schon Schiller über die Mißbräuche und Verirrungen der Freundschaft und Verehrung:

„Ich sah' des Ruhmes heil'ge Kränze
An der gemeinen Stirn entweih't.“ u. f. w.

Sein ewiges Sehnen nach idealer Freundschaft und Liebe ist nicht fruchtlos verhallt, sondern ist uns in seinen Schriften als Leitstern auf dem wogenden Meere des Lebens geblieben.

Wie viel mehr hätten wir Grund das immer flacher und leichter Werden der idealen Bestrebungen, und das Zunehmen der gleichgültigen Freundschaft, wie auch der leeren Form der Verehrung zu beklagen.

Wie oft hört man die Menschen einander Freund und Freund nennen und rufen, ohne daß sie nur irgend etwas von wahrer Freundschaft fühlen oder empfinden. Wie oft sieht man glänzende Festlichkeiten, Feierlichkeiten und Triumphzüge veranstaltet als Ausdruck der Verehrung und Liebe, die doch nichts als nur die leere Form fördern, welche Erscheinung nur allzusehr die angeführten Schillerschen Worte bestätigt. Wie oft sieht man einen Menschen im Leben von seinen Mitmenschen verfolgt und verachtet, und nach dem Tode, bis in den Himmel erhoben.

Ihr Heuchler, wollt ihr durch den Schein die Wahrheit ersetzen? Oder hat etwa der Tod das Gemeine zum Idealen gemacht und das Nichtswürdige zum Anbetungswürdigen verwandelt?

Wir haben jedoch keinen Grund mißmuthig einherzugehen, sondern freuen wir uns, denn noch pulsiert das Leben der edleren Bestrebungen in der Menschheit, und die wahre Freundschaft und Verehrung ist noch nicht ausgestorben.

Ein Mensch ohne jede freundschaftliche Zuneigung kann mit der Blume in einer Wüste verglichen werden, welche isolirt blüht und welkt; nur blühende Gefilde beleben die Natur und Vögelein singen dem Schöpfer einen Lobgesang.

Wohlthuend sind freundschaftliche Gefinnungen im Glück, wie auch im Unglück. Ist das Glück dem Menschen hold,

und gehen seine Wünsche in Erfüllung, so genießt er dieses viel mehr, wenn er sich anderen mittheilen kann, denn „Getheilte Freude ist doppelte Freude.“ Schon ist es eine große Freude, wenn der Glückliche mit dem Unglücklichen seine freundlichen Gesinnungen theilen kann, aber noch viel größere Genugthuung erntet er, wenn er sich dem Unglücklichen hülfreich erweisen kann.

Und theilt der Glückliche den Reichthum seiner Empfindungen, wie auch seine irdischen Schätze mit den Dürftigen, so hat er die Krone der freundschaftlichen Gesinnungen, Achtung und Liebe in vollem Maße verdient.

Und der Unglückliche, der Dulder, ist er verlassen von der ganzen Welt, so fühlt er sein Unglück doppelt schwer. Eine schlechte Natur sucht durch schlechte Thaten ihr Unglück zu mildern, oder das belastete Gemüth zu erleichtern, aber auch der edelste Dulder kann Geduld und Ruhe verlieren; er wendet sich dann von der Welt und ihrem Gedränge ab, und verachtet die Menschheit. Lächelt ihm aber wahrhaft freundliche Theilnahme und Mitgefühl entgegen, so klärt sich gleich seine Seele auf, sein Gemüth wird leichter, und er fühlt sich wohler. Feindseligkeit, Haß, Verfolgung oder Mißgeschick wird er leichter ertragen, wenn er sich nicht ganz isolirt sieht. Und so lange er weiß, daß es noch Menschenseelen giebt, die ihn verstehen, an seinem unglücklichen Geschick Antheil nehmen und ihm freundlich gesinnt sind, fühlt er sich nicht unglücklich, sondern auch er nimmt Theil am Glück, und seine menschlichen Pflichten bleiben ihm heilig. Die Wogen des Lebensmeeres gehen auf und ab, und wir dürfen hinauf und hinunter blicken. So lange wir wissen, was uns fehlt, streben wir danach, das Fehlende zu ergänzen, so lange wir hoffen, nähern wir uns unserem Ziele, und wer wahrhaft versteht ein Freund zu sein findet gleichfalls wahre Freundschaft, und das Leben ist ihm nicht ohne Glück und Freude.



Armuth, Reichthum, Glück.

Es giebt ein wandelbares und ein bleibendes Glück; wohl demjenigen, dem sich das letztere erschließt.

Jedes lebende Wesen sucht das Leben zu genießen und es sich angenehm zu machen und nach Licht und Glück strebt schon instinktmäßig die ganze Natur.

Der Mensch geht denselben Weg, aber er geht weiter, und sein Glück hat ein höheres Ziel; er geht von der sichtbaren zur unsichtbaren Welt, vom Realen zum Idealen über, er nähert sich der Gottheit und geht so vom Irdischen zur Ewigkeit hinüber. Das menschliche Glück ist von irdischen Schätzen abhängig; stehen dem Menschen materielle Güter zu Gebote, so steht ihm auch der Weg offen das Leben zu genießen und glücklich zu sein, (wenn Göttin Fortuna ihn nur nicht verzärtelt und ihn nicht auf schlüpfrige Pfade führt). Die irdischen Güter sind wohl Mittel zum Zweck, d. h. zum Glück, aber noch kein Glück, denn das wahre Glück hat auch andere Wege und bricht sich Bahn durch das Jammerthal dieser Welt.

Erstens kommt es darauf an sich klar zu machen, was das Glück ist, und welche Begriffe in der Bedeutung des Glückes liegen.

Die irdischen Schätze erleichtern das Leben und ebnen die Wege zu einem glücklichen Dasein, wenn der Mensch nur selber sein Vermögen ehrlich erworben hat. Von den unzäh-

ligen Sorgen der Noth und dem Kummer, welche der Armuth entsprossen können, ist der Wohlhabende und Reiche befreit. Seine Zeit steht zu seiner Verfügung, damit er nach Kräften dahin wirken kann, für sich selbst und für seine Mitmenschen zu arbeiten und zu schaffen, um so nützlich und glücklich zu sein. Er kann sich ohne Sorgen ein Familienglück gründen, glücklich mit den Glücklichen sein und den Bedürftigen hülfreiche Hand bieten. Der Reiche kann viel unternehmen, Gutes thun und wirken, sein eigenes, wie auch anderer Wohlsein und Glück gründen und fördern und so ein glückseliges Leben führen. Der Mensch mit guten Anlagen benützt jede Begünstigung des Schicksals zum eigenen und zu allgemeinem Wohle, wenn er nur rechtschaffen ist und seine Willenskraft zu regieren versteht.

Aber nicht ein jeder ist Herr seiner selbst, und was dem einen Glück bereitet, kann dem anderen zur Quelle seines Unglücks werden.

Auch der Reichtum kann dem Menschen Gefahren bieten und sich aus einem wohlthuenden Mittel in Gift verwandeln; doch in genannter Beziehung muß wohl der Mensch selbst seines Glückes, wie auch seines Unglücks Schmied genannt werden.

Die Gefahren welche dem Reichen sein Glück zerstören und ihm Unglück bereiten könnten, sind: Habsucht, Verschwendung, Willenlosigkeit und Genußsucht.

Der habgüchtige Reiche will äußerst viel haben und gewinnen, und er kümmert sich wenig darum, das sein Gewinn auf Kosten seiner Mitmenschen geschieht. Er kennt keine Gerechtigkeit und Rechtschaffenheit, und ihm sind alle Mittel heilig um seinen Reichtum immer und immer noch zu vermehren. Seine Speculationen sind ähnlich dem Schachspiele, wo die Züge immer darauf gerichtet sind, den Gegner matt zu machen. Ja, matt und machtlos soll der Mitmensch oder der Concurrent des habgüchtigen Reichen werden. Ist sein Reichtum dem der anderen schon überlegen, so hat seine Gewinnsucht leichtes Spiel. Er kann sodann seine geschäft-

lichen Productionen besser verwerthen, er kann die Preise der Producte künstlich heben oder sinken lassen, je nachdem seine Vorthelle es verlangen; er kann sogar auf die Geldcourse Einfluß haben und so über seinen Gewinn, der auf Kosten seiner Mitmenschen eingeheimst ist, triumphiren. Es kümmert ihn wenig, wenn seine Mitmenschen im Elend verschmachten, und die armen Arbeiter in seinen Fabriken oder Bergwerken kaum ihr Leben fristen können. Der Habsüchtige kennt keine höheren Pflichten, kennt weder Mitgefühl noch Liebe, sondern sein Reichthum, sein Mammon ist sein Gott, sein Himmelreich. Und wenn er auch vielfach Ehre, Gerechtigkeit und Rechtschaffenheit über die Eingänge seiner Besitzungen schreiben wollte, so würde dieses zu seiner Ehre nichts beitragen, wenn die ehrenvollen Thaten selbst fehlen.

Ein solcher Reicher ist doch arm, denn er weiß nichts vom Himmelreich, noch von Glück und Glückseligkeit; er ist blind dagegen, daß er sein Höchstes etwas Niedrigem, daß er sein Ideal seiner Habsucht geopfert hat.

Treibt der Habsüchtige es zu weit, so könnten ihn wohl Gefahren umzingeln, oder ihn die gerechte Rache erreichen; oder es gelingt ihm auch den Gefahren zu entgehen, und er imponirt und triumphirt weiter, denn der Reichthum hat Kraft den Reichen zu schützen, seine Ungerechtigkeiten zu verbergen und seine Fehler zu übergolden; jedoch das höchste Gut, die innere Ruhe und Zufriedenheit kann ihm, (wo sie fehlen) niemand geben, noch seine Ehre retten, wo er sie verwuchert und verscherzt hat.

Die Thaten der niedrigen Bestrebungen des Habsüchtigen folgen ihm ebenso, wie dem guten Menschen seine edlen Thaten folgen, und sollte auch eine Milliardenziffer des Reichthums seine Grabschrift zieren, so dürfte doch die Gefahr nahe liegen, daß sein Sohn als Verschwender ebenso sündigt, wie der Vater als Habsüchtiger gesündigt hat.

Der Verschwender schadet wohl seinen Mitmenschen weniger, desto mehr aber sich selbst. Durch Verschwendung

geht sein Vermögen unverdienter Weise auf andere über, und so mancher schlaue Mensch sucht von ihm zu profitiren.

Troßdem das verschwendete Vermögen auf andere übergeht, thut der Verschwender doch nichts Nützliches noch Gutes; er giebt ein schlechtes Beispiel mit seiner Lebensweise, schadet aber hauptsächlich nur sich selbst. Die vernunftlose Verschwendung hat oft auch Willenlosigkeit und Genußsucht im Gefolge, denn der Verschwender hat keinen Sinn mehr weder für die Zukunft, noch für etwas Bleibendes, sondern er geht nur seinen augenblicklichen Genüssen und Vergnügungen nach, er ruinirt sich in Bezug auf sein Vermögen, wie auch moralisch, physisch und geistig. Die Klügeren bleiben seiner Lebensart fern, wenn sie den Verschwender auch übervorthailen, jedoch so manchen Schwächeren zieht er in sein verderbliches und schwelgerisches Leben hinein.

Es giebt aber auch eine Art edler Verschwender, welche im Stande sind ihre irdischen Schätze, ihr Vermögen anderen zu überlassen, um so, von allem befreit, ein stilles, oder sogar dürftiges Leben zu führen. Solchen Vermögensopfern und Verschwendungen, so ideal sie auch erscheinen mögen, liegen immer gewisse krankhafte, willenlose oder fanatische Ideen zu Grunde. Der gesunde Mensch mit guten Anlagen und mit Willenskraft wird es nicht aufgeben sein Vermögen zu verwalten, und damit ehrlich zu wuchern, denn er weiß, daß er in einer wirkungsreichen Thätigkeit seinen Mitmenschen viel bessere Dienste leisten kann, als sein Vermögen zu verschenken, sein Leben hinter Klostermauern zu verbringen oder sonstigen unthätigen Illusionen nachzuhängen.

Das sind die Versucher und Feinde des Glückes bei den Reichen und Wohlhabenden. Unbekannt mit Armuth, Noth und Mangel wäre es ihnen viel leichter ihr besseres Ziel zu verfolgen, um glücklich leben zu können, als denen, die von Lebenslast bedrängt sind. — Jedoch in beiden Fällen, in Reichthum wie auch in Armuth, ist Charakter, eine edle Willenskraft nöthig, um das Gute zu verfolgen, um das Glück zu empfinden.

Auch der Arme kann glücklich sein, hat aber viel mehr mit Hindernissen zu kämpfen, welche sein Lebensglück verderben können. Er bedarf viel mehr an Kraft und Energie um sein Leben so zu gestalten, daß er das Glück genießen könnte.

Die Hindernisse seines Glückes sind: Mißerfolge in seinen Bestrebungen, Armuth und Elend.

So lange der Mensch wegen seiner Lebensbedürfnisse zu kämpfen hat, kann er nicht vollkommen glücklich sein; er strebt aus seiner dürftigen Lage hinaus zu kommen und für sich und die seinigen eine bequemere Existenz zu gründen; aber der Kampf, das Streben hinauf ist schwer, und der Weg hinunter, der Verfall ist leicht, und die Versuchung fehlt dem Menschen in keiner Lage. Das Streben ist wohl frei, aber wie oft bricht die Kraft, der Mensch wird gleichgültig und sucht Trost und Rettung in unwürdigen Dingen und Beschäftigungen, welche ihm schaden und ihm ein noch größeres Elend bereiten. Oder er sucht Beruhigung im Alkohol, mit dem er sein Leben vergiftet, weil er nicht im Stande ist darin Maß und Grenze zu halten.

In die elenden Lebensverhältnisse findet kaum noch die Tugend den Weg hinein, und von einem Glücke kann da wohl kaum die Rede sein; die Menschen in bedrückter Lage werden abgestumpft, engherzig und neidisch; sie werden oft auch gleichgültig gegen Noth und Leiden ihrer Nächsten und mißtrauisch und hart gegen einander.

Schwer ist es überhaupt die Menschenwürde aufrecht zu erhalten und noch viel schwerer da wo Noth und Elend herrscht. Jedoch auch hier kann die Tugend existiren, welche zu glücklicherem Leben die Wege ebnet. Auch hier leuchtet die himmlische Sonne, und ein guter Kern trägt auch auf schlechtem Boden gesunde Früchte, wogegen die schlechte Frucht trotz des schönsten Bodens verfault.

Verzagen und Klagen führt niemals zum Ziel, aber mit gutem Willen und mit Willenskraft bricht der Mensch sich Bahn auch durch Noth und Elend und baut sich und den seinigen, wenn auch im Schweiße des Angesichts, eine

sichere Wohnstätte. Ist doch schon das Streben hinauf ein Glück und Genuß; das Sprüchwort sagt: „Die Krönungskrone ist nicht so schön zu tragen, als sie zu erobern.“ Nun, das Streben nach einer Krone steht einem jeden offen, dem Armen, wie auch dem Reichen, dem Bettler, wie dem Könige. Es ist nicht die Krönungskrone, sondern noch etwas Höheres, wonach jeder Mensch, auch die Könige, streben und ringen müssen, es ist die Krone des Menschen, die Ehre und die Würde.

Ist schon das Streben hinauf ein Glück, so ist doch kein Mensch von der wahren Tugend und vom wahren Glück ausgeschlossen, und wenn die Wege dahin auch voller Dornen und Disteln sein sollten.

Es ist ein Mittelstand zwischen Armuth und Reichthum, in dem das Menschenglück wohl am beständigsten sein dürfte, und das ist die Wohlhabenheit, denn den wohlhabenden Menschen quälen weder die Sorgen um Lebensbedürfnisse, noch belasten ihn übermäßige aufgehäuften Reichthümer.

Das Vorwärtstreben ist wohl schön, doch nicht das übermäßige, darum würde jeder strebsame Mensch wohl daran thun, zu beherzigen mit seinem Streben auch Maß zu halten, um sich das richtige Ziel zu setzen, denn was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnen, jedoch seine Herzensruhe verlieren sollte.

Wir sehen, daß das Menschenglück nicht ohne Gefahren ist, sondern, daß in jeder Lage, in Armuth wie auch im Reichthum sich Hindernisse zu einem glücklichen Leben entgegenstellen.

Menschliche Kraft ist nicht immer im Stande Mißernten, Mißerfolge und Krankheiten, welche oft das Glück begraben, abzuwehren, sondern dieselben sind hauptsächlich von der Natur abhängig, und in die Naturgesetze muß der Mensch sich wohl ruhig und ergeben fügen, falls er seine besseren Empfindungen nicht verscherzen will.

Von den Mißerfolgen des Strebens ist der Arme wie der Reiche mehr oder minder abhängig; der Reiche jedoch hängt mehr von seinen Speculationen und Combinationen

ab, das Schicksal des Armen aber liegt mehr in der Hand des Reichen. Der Reichere kann den Ärmeren zu seinen Unternehmungen gebrauchen, seine Lage begünstigen und so seine Geschicke lenken; er kann dem strebsamen Armen Erfolg oder Mißerfolg verursachen.

Derjenige, dessen Streben von guten Erfolgen begleitet ist, kann seinen Weg finden, wenn er gerecht ist, aber dem mit Mißgunst verfolgten Streben ist guter Rath theuer, aber auch er findet seinen ferneren Weg, wenn er seiner besseren Natur treu bleibt und seine Willenskraft regiert, so lange sein Gewissen nicht durch eigene Schuld belastet ist. So lange er weiß, daß er das Gute gewollt und nach Kräften seine Pflichten nachgekommen ist, fühlt er sich nicht unglücklich, sondern er erträgt alles mit Geduld und Ergebung.

Der Kranke kann sich nicht so behaglich und glücklich fühlen, wie der Gesunde, aber auch er sucht ähnliche Empfindungen zu gewinnen, und so manche schwer Leidende geben uns ein gutes Beispiel, indem sie an Glück und Glückseligkeit mehr Theil nehmen, als andere von Gesundheit strogende und mit Glücksgütern versehene Menschen. Sie haben Theil an unvergänglichen Freuden und sie erdulden die unvermeidlichen Leiden, sie sind ihrem Schicksale ergeben und gehen auch dem Tode mit freudiger Geduld entgegen.

Wie wahr spricht doch Schiller in dieser Beziehung seine tiefsinnigen Worte:

„Zwei sind der Wege, auf denen der Mensch zur
Tugend emporstrebt,

Schließt sich der eine dir zu, thut sich der andre dir auf;
Handelnd erreicht der Glückliche sie, der Leidende duldend,
Wohl dem, den sein Geschick liebend auf beiden geführt!“

Ja wohl, so lange der Mensch nach Tugend strebt, ist er in keiner Lage unglücklich und er kann Theil nehmen an irdischem Glück und der ewigen Seligkeit. — Zwar ist der Mensch auch dem Irren und Fehlen ausgesetzt, aber, so lange er das Gute will, verläßt ihn auch der

gute Genius nie, sondern er geleitet ihn, sei es durch Blumengefilde, sei es durch Disteln und Dornen, über herrliche Höhen und schauerliche Tiefen; und mit festem Glauben folgt der Mensch seinem Schicksale durchs Leben zur Ewigkeit. Eine furchtbare Kluft trennt die bösen und guten Bestrebungen der Menschen. Das Böse sieht, daß nur dem Guten der Weg zum Glücke offen sein kann, jedoch hat das Böse so viel Kraft, daß es den armen Menschen an sich lockt, und ihn sogar so weit bringt, daß ihm kein Rückweg mehr offen bleibt.

Die Tugend muß wohl immer den gleichen Werth haben bei den Glücklichen, wie auch bei den Unglücklichen, jedoch scheint sie so verschieden zu sein, daß die Menschen sich darin kaum verstehen können.

Der gute Reiche, der mit irdischen Schätzen versehen, mit physischen und geistigen Kräften begabt ist, der das Glück in vollen Zügen genießt, seinen Mitmenschen mit Rath und That hilft, und der die ganze Welt glücklich sehen möchte, kann kaum begreifen, daß ein Diogenes, der mit Vorurtheilen beladen und von der ganzen Welt verlassen ist, auch am Glücke Theil haben könnte. Er wundert sich, daß der Dulder so weit gekommen ist die irdischen Schätze abzuwehren mit der einzigen Bitte: „Gehe mir aus der Sonne!“ Die Welt hat ihn verlassen, die Sonne und der Himmel sind ihm geblieben.

Eben so wenig kann der edle Dulder, der in seiner Bedrängniß die irdischen Schätze nicht nur zu entbehren, sondern sogar zu verachten gelernt hat, verstehen und begreifen, daß auch im irdischen Glücke die Tugend existiren könnte; und doch ist die Tugend bei den Glücklichen, wie auch bei den Unglücklichen und Duldern gleich viel werth.

Jedes Wesen, klein und groß, schließt seine Welt (auch seinen Himmel und seine Hölle) in sich und lebt so in seinem Geschlechte weiter, auch erlaubt das Selbstgefühl des Menschen nie zu wünschen etwas anderes zu sein, als was er ist.

Der Arme kann wohl den Reichthum des anderen be-

neiden, doch nie wird er im Ernste sein eigenes „Ich“ mit ihm wechseln wollen, und wenn dieses auch möglich wäre.

Die menschlichen Bestrebungen und Lebenswege sind sehr verschieden, jedoch zerfallen sie hauptsächlich in zwei Abtheilungen, in gute und schlechte Bestrebungen, oder auf- und abwärts gehende Wege. Das wahre Glück ist von der Tugend abhängig und geht demjenigen nie verloren, der sich ihr anschließt. Die Tugend aber führt zur Erkenntniß des Guten, zur Zufriedenheit und Ergebenheit. Der Mensch, welcher der Allmacht Gottes und seinem Gesichte ergeben ist, bewahrt wohl auch sein eigenes „Ich“, steht aber sonst fern jedem egoistischen Streben.

Schön ist es, wenn derjenige, dessen Streben vom Glück begünstigt wird, dessen Wünsche in Erfüllung gehen, nicht nur selbst glücklich ist, sondern die Freude hat auch seinen Mitmenschen Glück zu bereiten. Aber jeder Gewinner muß darauf vorbereitet sein zu verlieren, und jeder Glückliche muß gerüstet sein auch dem Unglück mit Würde begegnen zu können. Die Glücksgüter kommen und vergehen, und wir müssen sie zu gewinnen und zu verlieren verstehn.

Das Praktische und das Schöne, das Reale und das Ideale muß verstanden werden, und wer das Auge dazu hat, jedes Ding in seiner Art richtig zu schätzen und zu achten, der wird nie in Extreme fallen und wird es weder mit den gemeinen Materialisten und Realisten, noch mit den kopfhängerischen Idealisten und Schwärmern halten, sondern er wird immer das Nützliche mit dem Schönen, das Reale mit dem Idealen zu verbinden wissen, um sich immer mehr und mehr der Vollkommenheit zu nähern. Es führt wohl nur ein Weg zum Guten, und wiederum ein Weg zum Bösen, jedoch theilen die Wege sich verschiedentlich, je nach dem, wie der Mensch sie wandelt, und die Irrwege des Lebens gehen auf und ab, bis der Gang des Lebens vollbracht ist. Vieles ist uns erlaubt zum glücklichen Vortwärtstreben, und sogar gewisse egoistische Anschauungen können im praktischen Leben würdige Anwendung finden. Jeder normale Mensch ist der

Mittelpunkt seiner Welt, dann kommen seine Nächsten, und dann erst die übrige Welt in Betracht.

Eine sichere Existenz und Familienglück sich zu gründen, dieses gehört wohl zu den ersten und hauptsächlichsten Pflichten des Menschen, denn nicht Isolirung, sondern Vereinigung bringt Leben, Glück und Freuden, und lebt der Mensch so für andere, für seine Famtlie, so fühlt er desto mehr auch seine eigene Würde, und er ist glücklich. Das Streben an und für sich schon bereitet dem Menschen viel Glück und Freude, je nachdem ihm seine Unternehmungen gelingen und glücken, denn das durch eigene Müh' und Arbeit gewonnene Gut bringt viel mehr Freude und Glück, als die Schätze die das blinde Glück einem in den Schoß wirft. Das Streben hat einen ungeheuren Reiz, und erhöht den Werth des Lebens.

„Arbeitet und sorget für den morgendigen Tag, um auch denjenigen geben zu können, welche nicht arbeiten und nicht für sich sorgen können, denn seliger ist Geben als Nehmen.

Sammelt Euch Schätze, aber nicht auf Kosten des Herzens; und opfert nicht das unvergängliche Gut dem vergänglichen, nicht das bessere Gewissen dem schnöden Mammon.“ Nicht immer bringt das Erobern und Gewinnen Glück, sondern glücklich ist nur derjenige Gewinner, der wohlwollend ist, und der Gerechtigkeit übt.

Die vielen Hindernisse bei den menschlichen Bestrebungen sind nicht immer gefahrbringend, sondern es können umgekehrt oft auch Hindernisse der menschlichen Thätigkeit und dem menschlichen Streben förderlich sein. Der Mensch wird durch sie angespornt, und hat er auch zuweilen Ursache über Verluste zu klagen, so freut er sich um so mehr, wenn er wiederum manche Hindernisse glücklich überwunden hat. Die Menschen sind nun einmal keine Engel, und es besteht ein ewiger Wettkampf, in welchem sie einander bedrängen, und so manche klagend, andere wiederum triumphirend ihre Ziele zu

erreichen streben und so ihre Lebenswege verfolgen. Wärme und Sonnenschein erquicken die Pflanzen, jedoch auch Regen und Wind fördern ihr Wachsthum. Zuviel Wärme und Sonne vertragen die Pflanzen nicht, und ebenso, wenn nicht noch mehr, können die beständigen rauhen Nordwinde und Frost den zarten Pflanzen Verderben bringen. So auch der Mensch; sein Glückeszustand und gutes Bewußtsein verträgt viel, es trogt dem Mißgeschick, und überwindet Hindernisse bis zu gewissen Grenzen, kann jedoch auch unter Mißgunst und Mißgeschick leiden und denselben unterliegen.

Wohl dem, dessen Lebenswege und Bestrebungen vom Glück geleitet sind, und der die Sympathie und Gunst seiner Mitmenschen genießt; zu bedauern sind diejenigen, die vergebens mit Hindernissen kämpfen, und die von ihren Mitmenschen mißverstanden und verfolgt werden. Der Geduldige erträgt viel, ohne seine Glücksempfindungen verletzt zu fühlen; der Tugendhafte aber erträgt alles und ist im Stande das äußere Glück zu entbehren.

Die vom Glück begünstigten sind nicht zu beneiden, aber zu beneiden und würdig nachgeahmt zu werden sind diejenigen, welche alles äußere, scheinbare Glück entbehren können, welche alles überwinden, und bis zuletzt ihren menschlichen Pflichten treu bleiben.

Es giebt ein beschränktes und unbeschränktes Glück; wer sich selbst und der hohen menschlichen Würde treu bleibt, hat das unbeschränkte Glück und gewinnt die Krone des Lebens. Das wahre innere Glück bricht sich Bahn durch Freuden und Leiden, und die Ergebenheit und Tugend können reichlich alles irdische äußere Glück ersetzen, wem dieses ver sagt sein sollte.

Trost und Erquickung findet der rechtschaffene Mensch immer, auch im Unglück. Verachten ihn die Menschen, so ist die Gottheit ihm desto näher; verläßt ihn die Welt, so steht ihm der Himmel offen.



Inhaltsverzeichnis.

	Seite.
1. Wärme und Kälte	3
2. Licht und Schatten	10
3. Gerechtigkeit und Ergebenheit	15
4. Unsere Zeit und die Ehre	19
5. Der Mensch und das Thier	26
6. Die Ordnung	32
7. Die Kunst	39
8. Die Religion	44

Zweiter Theil.

9. Sehnsucht und Hoffnung	53
10. Der Mensch und der Egoismus	58
11. Patriotismus und Internationalismus	65
12. Kleine und große Staaten	70
13. Krieg und Frieden	79
14. Eigenthumsrecht und Communismus	89
15. Freundschaft und Verehrung	102
16. Armuth, Reichthum, Glück	111
